

Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

Juni 1895.

No. 6.

Ritschls Theologie.

(Schluß.)

Aus dem in den früheren Artikeln gegebenen Ueberblick über Ritschls Lehre kann jeder Leser erkennen, daß es kein zu hartes Urtheil ist, wenn diese Theologie verurtheilt wird als eine Theologie, der nur mißbräuchlich der Name Theologie zukommt, die keinerlei Anspruch auf den Namen „christliche Theologie“ hat. Denn sie leugnet und beseitigt radical alle Grundwahrheiten und Centrallehren des Christenthums, von der heiligen Schrift, von Gott, von der ewigen Gottheit Christi, von der Persönlichkeit des Heiligen Geistes, von der Sünde, von der Versöhnung durch Christi Blut und Tod, von der Wiedergeburt durch den Heiligen Geist, von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Heiligung, vom ewigen Leben. Ritschls Theologie ist nichts anderes als ein durch und durch schriftwidriges, rationalistisches System, welches das ganze Christenthum auf eine schale Moral reducirt. Warum dann aber so viel Worte darüber in dieser Zeitschrift? Weil diese Theologie einen fast beispiellosen Erfolg gehabt hat und noch immer hat, auch nachdem ihr Meister schon über sechs Jahre todt ist, und sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt hat, als in der protestantischen Kirche Deutschlands zur Herrschaft zu gelangen. Ueber diese kirchengeschichtliche Bedeutung des Ritschlianismus zum Schlusse noch einige Bemerkungen und Beobachtungen aus neuester Zeit.

Wie Schleiermacher und Hofmann, so hat auch Ritschl eine eigene Schule zu gründen verstanden, und die seinige zählt ohne Zweifel zahlreichere und eifrigere Schüler als die Richtung eines der beiden zuerst genannten Theologen unsers Jahrhunderts. Eine ganze Junft von theologischen Professoren kämpft unter der Fahne dieser Theologie. Diese „Jüngeren“, wie sie sich selbst wohl bezeichnen, sind aggressiv im vollsten Sinne des Wortes und nehmen an den meisten deutschen Universitäten einen oder mehrere Lehrstühle ein, sind dadurch in der Lage, die Anschauungen

ihrer Schule möglichst zu verbreiten und auf die Theologie-Studirenden nachhaltigen Einfluß zu gewinnen. In Berlin, Göttingen, Marburg, Gießen, Tübingen bekleiden Ritschlianer die ersten Stellen, und auch in Leipzig, Jena, Bonn, Straßburg und andern Hochschulen sind sie in der theologischen Facultät vertreten. Rostock und Erlangen bilden fast die einzigen Ausnahmen. Die in neuester Zeit vielgenannten Professoren A. Har-
 nach, Raftan, Häring, Schürer, Herrmann, Schulz, Reischle, Rattenbusch, Gottschick, Achelis, Wendt und Andere theilen sämmtlich mit mehr oder weniger Modificationen die theologischen Anschauungen Ritschls. Ist ein Lehrstuhl erledigt, so machen diese Leute die größten Anstrengungen, einen der Ihrigen unterzubringen. Ist es doch geschehen, daß in einer Hochburg ihrer Gegner, in Jena, der Heimath des alten, protestantenvereinlichen Liberalismus, ein Ritschlianer auf den Lehrstuhl der Dogmatik, den jahrelang Lipsius eingenommen hatte, berufen wurde, Wendt von Heidelberg, worüber sich im vorigen Jahre eine äußerst bittere Controverse entspann.¹⁾ Daß die durch den Tod Rübel's, des letzten „positiven“ Lehrers in Tübingen, freigewordene Professur trotz aller Wünsche und Bemühungen der Ernster-
 gesinnten in Württemberg doch mit dem von Ritschl beeinflussten Häring besetzt worden ist, ist vor kurzem in dieser Zeitschrift mitgetheilt worden. (Vgl. S. 125.) Häring's Nachfolger in Göttingen auf dem Lehrstuhl des Meisters Ritschl ist natürlich ein anderer Epigone desselben, Reischle, geworden. Ja, schon ehe nur eine Lehrstelle erledigt ist, trägt sich diese Schule in bezeichnender Weise mit Eroberungsgedanken und hat diese laut werden lassen, als Frank in Erlangen und Dieckhoff in Rostock noch lebten. Es ist ihr freilich nicht gelungen, nach deren Tod an den betreffenden Universitäten Eingang zu finden. Ob ihre Hoffnung, einst des greisen Luthardts Katheder in Leipzig für einen Theologen ihrer Richtung gewinnen zu können, sich verwirklichen wird, muß die Zukunft lehren.

Und wie der Ritschlianismus nach der Alleinherrschaft auf den Universitäten trachtet, um das heranwachsende Pastorengeschlecht auszubilden und dadurch den größten Einfluß auf die ganze Kirche Deutschlands zu gewinnen, so nimmt er auch jedes Gebiet der Theologie, jede theologische Disciplin in Anspruch und behandelt sie von seinem Standpunkte aus. Während Herr-

1) Der College und Freund Lipsius', Rippold, schrieb ein ganzes großes Werk unter dem Titel: „Die theologische Einzelschule im Verhältniß zur evangelischen Kirche. Ausschnitte aus der Geschichte der neuesten Theologie, mit besonderer Rücksicht auf die jungritschliche Schule und die Streitigkeiten über das liturgische Bekenntniß“, in welchem er die Grundsätze und die Handlungsweise der Ritschlianer scharf angriff und sie insonderheit der Vergewaltigung der theologischen Facultät in Gießen beschuldigte, wo in einem Jahre drei Professoren pensionirt und lauter Schüler Ritschls als Nachfolger berufen wurden. Ihm antwortete in noch schärferer Weise Stade, Professor in Gießen: „Die Reorganisation der theologischen Facultät zu Gießen in den Jahren 1878–1882, Thatfachen, nicht Legende. Eine Streitschrift wider Rippold und Genossen.“

mann, Häring, Raftan und Andere speciell Dogmatik lehren, sind Brieger und vor allen Harnack auf dem Gebiete der Kirchen- und Dogmengeschichte thätig, Schürer und Andere sind Exegeten, Rattenbusch ist Symboliker, Gottschick und Achelis sind Vertreter der practischen Theologie. Die Befechter der gegenwärtig herrschenden, durch die Bonner Vorgänge allgemein bekannt gewordenen Ansicht über die alte israelitische Geschichte und Entstehung der einzelnen Theile der heiligen Schrift Alten Testaments¹⁾ sind zum Theil ausgesprochene Anhänger Ritschls. Ganz naturgemäß. Denn die Wellhausen-Stade-Meinholdische naturalistische Geschichtsauffassung des Alten Testaments und die „metaphysikfreie“, dem natürlichen Menschen angenehme Glaubenslehre der Schule Ritschls gehören zusammen wie die zwei Hälften eines Ringes. Die Ritschlianer aber rühmen sich, daß in ihren Reihen gegenwärtig die meiste und beste theologische Gelehrsamkeit Deutschlands zu finden sei, daß ihnen die Zukunft gehöre.

Sie weisen dabei auch hin auf ihre Veröffentlichungen. Und allerdings entfaltet diese Schule eine ungemein vielseitige litterarische Thätigkeit. Hauptsächlich drei Zeitschriften werden von ihr herausgegeben, in geschickter Weise redigirt. Die „Zeitschrift für Theologie und Kirche“, in Verbindung mit Harnack, Herrmann, Raftan, Reischle und Sell von Gottschick edirt, bringt theologische Abhandlungen dieser und gleichgesinnter Theologen. Die „Theologische Litteraturzeitung“ von Schürer und Harnack übt im Sinne der ritschlschen Richtung das Censoramt über die ganze theologische Production Deutschlands. Das gefährlichste Organ jedoch ist die für das christliche Volk Deutschlands von D. Rade herausgegebene „Christliche Welt“, die Ritschls grundstürzende Irrlehren in die weitesten Kreise bringt, da sie schon Tausende von Abnehmern hat, immer weiter sich verbreitet und andere Kirchenblätter, dem Vernehmen nach auch die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“, verdrängt.²⁾ Der Bücher und Bro-

1) L. u. W., S. 29 f. 93 f. 125 f.

2) Um einen Einblick in das grauenvolle Treiben dieses Blattes, das allwöchentlich in Tausende deutscher Familien kommt, zu geben, theilen wir einige Auszüge aus dem letzten Jahrgang desselben mit. In der heiligen Passionszeit brachte es einen „erbaulichen“ Artikel: „Stellvertretendes Leiden“, in welchem ausgeführt wird, daß eigentlich in jeder liebenden Hingabe eine „Stellvertretung“ liege. „Ich liebe einen Menschen und damit ist all sein Interesse, sein Wohlergehen das meine, sein Leid, seine Sorge, seine Gefährdung die meine. Vielleicht sehe ich Stürme, die ihm drohen, deutlicher als er, und zittere für den Sorglosen. Je ernster und frömmer ich bin, desto mehr fallen die Versuchungen, in die er geräth, seine Schwächen und Verschuldungen mir aufs Herz. Ich kämpfe für ihn, um zu behüten, zu retten, wo er sich vielleicht des Abgrundes, an dem er steht, gar nicht bewußt ist. Was ist denn Mutterliebe, Vaterliebe anders als stellvertretendes Sorgen, Kämpfen, Leiden für die Kinder! Und die ewige Liebe soll minder lieben?“ Also nur in diesem Sinne ist Christus unser Stellvertreter. Geradezu lästerlich ist dann der Vergleich, der herbeigezogen wird, um das Wort: „auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ zu erklären: „Eltern haben zwei Kinder, ein artiges

schüren, die seitens der Ritschlianer über fast jede theologische Disciplin und fast jede kirchliche Frage veröffentlicht worden sind, ist eine so große Anzahl, daß auch die bloße Titelangabe zu weit führen würde. Namentlich ist es der Erzkfzer Harnack, der alljährlich mehrere Publicationen in die Welt hinausgehen läßt. Wie er dabei mit Schrift und Kirchengeschichte umgeht, ist anläßlich des von ihm provocirten Streites über das apostolische Symbolum zu allgemeinerer Kenntniß gelangt. Vgl. L. u. W. 38, 331 ff. Wichtige Artikel in vielgebrauchten Encyclopädien stammen aus ritschlianischer Feder und neue Auflagen weitverbreiteter Compendien und Lehrbücher werden von Anhängern dieser Richtung besorgt. So ist z. B. neuztens auch die Bearbeitung einzelner Theile des bekannten Meyerschen Commentars in die Hände von Ritschlianern gelegt worden, und in welcher „wissenschaftlicher“ Weise der Ausdruck des stellvertretenden Versöhnungstodes Christi aus der Abendmahlspericope (Luc. 22, 19.: τὸ ὑπὲρ ὑμῶν δδοόμενον) von dem Schwiegersohn Ritschls, dem neutestamentlichen Exegeten Johs. Weiß, ausgeschieden wird, haben wir schon früher mitgetheilt. L. u. W. 40, 24.

Was aber von den Professoren an den Universitäten vorgetragen und in den gelehrtheologischen Werken niedergelegt wird, das wird dann von den vielen im praktischen Pfarramte stehenden Ritschlianern in Hannover, Preußen, Hessen, Sachsen und anderwärts allsonntäglich dem Volke gepre-

und ein unartiges. Dem unartigen wird um eines Vergehens willen die Freude entzogen, die für den freien Nachmittag beiden Geschwistern in Aussicht gestellt war. Da sagt das brave Kind: Nun will ich die Freude auch nicht haben; es bleibt bei dem kleinen Sträfling daheim und theilt sein Loos. Die Eltern sehen es gerne. Liebe umgibt und trägt das schuldige, gefährdete Kind, freiwillig mitleidende Liebe. Das macht Eindruck, das bessert, viel mehr als die Strafe, die wohlverdiente. Eine Kindergeschichte, die uns einen Fingerzeig gibt, wie Christi Sünderleiden für uns aus uns Ungerechten Gerechte macht.“ So wird Ritschls Irrlehre popularisirt und dem Volke mundgerecht gemacht. — In einer andern Nummer finden sich in einem Artikel unter der Ueberschrift: „Soll man Gott auch für die Sünde danken?“ folgende Auslassungen: „Ich danke Gott, daß er die Sünde zuläßt. Ist das ein Widerspruch mit seiner Heiligkeit, so danke ich ihm, daß er diesen Widerspruch contrahirt. Macht sich Gott dadurch mitschuldig, so danke ich ihm, daß er mein Mitschuldiger geworden ist“ 2c. Das heißt doch zuletzt nichts anderes, als den heiligen Gott zum Urheber der Sünde machen. — Nach solchen Aussprüchen ist es nicht mehr verwunderlich, daß die „Christliche Welt“ in einem Artikel: „Zur Psychologie des Glaubens“ dem Apostel Paulus vorwirft, er zwingt „seinen Christusglauben in das rabbinische Gedankensystem“, und die Behauptung aufstellt, es sei „der noch immer nicht überwundene Fehler des Protestantismus, daß er sich auf die Theologie des Paulus“ stütze; und daß sie in einem andern Aufsätze „die Werthlosigkeit der biblischen Geschichte des Alten Testaments für den christlichen Religionsunterricht“ nachzuweisen sucht und dabei den Gedanken ausspricht, daß die „alttestamentlichen Sagen gestalten kein Umgang für Christenkinder“ seien und es nicht nur „entbehrlich“, sondern sogar „gefährlich“ sei, bei dem Jugendunterricht auch das Alte Testament in Betracht zu ziehen.

digt und schon im Jugendunterricht gelehrt. Dafür legen erschienene Predigtsammlungen und Katechismuserklärungen Zeugniß ab. So hat z. B. der Archidiaconus an der Lucasgemeinde in Dresden, P. Lic. Drews (jetzt Professor in Jena), eine Reihe Predigten herausgegeben mit ausgesprochener apologetischer Tendenz. Es soll laut des Vorworts für die Verwendbarkeit der Theologie A. Ritschls auf der Kanzel der Beweis geliefert werden. Ebenso will Raftan in Berlin durch Herausgabe seiner Predigten thörichte und falsche Urtheile zerstreuen, die über solche Männer in die Gemeinde getragen würden, welche, wie er selbst, „von Ritschl gelernt haben“. In verschiedenen Gemeinden des Consistorialbezirks Stade in Hannover ist ein von einem Prediger verfaßtes „evangelisch-lutherisches Unterrichtsbuch für Confirmanden und für jeden Christen“ in Gebrauch, welches den Standpunkt der ritschlianischen Richtung in schärfster Weise zum Ausdruck bringt.¹⁾ Ob auch schon Kirchenlieder im Sinne dieses neuen Glaubens gedichtet worden sind, ist uns nicht bekannt. Nöthig aber ist es jedenfalls nach der ausgesprochenen Meinung des Meisters dieser Schule. Einen Artikel („Beitrag zur Hymnologie der deutschen lutherischen Kirche“) schloß Ritschl mit den Worten: „Das rechte Gemeindelied für die Feier unsrer Versöhnung durch Christus muß überhaupt erst noch gedichtet werden“, nachdem er z. B. das schöne Passionslied Johann Heermanns: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ ausdrücklich als ungeeignet zum kirchlichen Gebrauch am Charfreitag erklärt hatte.²⁾

1) Von einem dreieinigen Gott z. B., ist im ganzen Buche nichts zu lesen. Von Jesu Christo wird wiederholt betont: „Wir nennen Jesum den Sohn Gottes“; daß er es ist, wird nicht gelehrt. Von der Versöhnung heißt es: „Versöhnt sein mit Gott heißt: an Gottes Liebe glauben oder auf Gott vertrauen.“ Die Taufe hat für die Kinder weiter keine Bedeutung als: „sie hören gern von dem Heiland, sie wollen noch heute zu ihm kommen und fühlen sich bald unter seiner Hut stehen“ 2c.

2) Später, in seinem großen Werke (Rechtfertigung und Versöhnung III, 536), sagt er von den Liedern: „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Jesu, deine tiefen Wunden“, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“, Folgendes: „Die Schönheit dieser Lieder ist außer allem Zweifel, und an dem kirchlichen Gebrauch derselben am Charfreitag will ich nichts aussetzen, obgleich sie nicht zu diesem Zwecke gedichtet sind. Allein sie drücken als Meditationen des Einzelnen nicht aus, wodurch der Charfreitag als Feiertag bezeichnet werden muß, das Lob der Versöhnung im Ganzen und der Stiftung der Gemeinde der Versöhnung“, sind also doch noch immer nicht zweckentsprechend. — Ueberhaupt werden die reiche Erbauungslitteratur und die herrlichen Lieder unsrer Kirche einer sehr bedeutenden Sichtung unterstellt werden müssen, ehe sie in den Rahmen dieser modernen Theologie passen. Wenn Luther singt: „Der Sohn des Vaters, Gott von Art“ 2c., so treibt er ja „Metaphysik“; „Gott von Bedeutung“ sollte er sagen. Wenn Paul Gerhardt singt: „Herr, mein Herr, Brunn aller Freuden, du bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden“ 2c.; wenn andere Dichter und Erbauungsschriftsteller von dem „süßen Jesus“ reden, so ist das ja nichts anderes als „mystischer“ und „pietistischer“ Sauerteig.

In dieser Weise macht die Theologie Ritschls auf allen Gebieten und an allen Orten Propaganda und scheint neuerdings auch in denjenigen Landeskirchen Deutschlands Eingang zu finden, die bisher noch nicht davon berührt waren. Bei der im vorigen Herbst in Bayern abgehaltenen zweiten theologischen Prüfung haben zum ersten Male zwei Candidaten ihre sämtlichen Aufgaben vom Standpunkt dieser liberalen Theologie aus bearbeitet und der eine verstieg sich gar zu dem Satze, daß die christliche Gemeinde ihren Weg auch ohne die „Krücken“ der Bibel müßte gehen lernen. Ihnen wurde freilich von den Examinatoren bedeutet, daß für sie keine Stellung in der bayrischen Landeskirche vorhanden sei, und das Oberconsistorium nahm von diesen Erfahrungen Veranlassung, in einem besonderen Schreiben den Decanen ans Herz zu legen, sich der Candidaten in ihren Diöcesen anzunehmen, sie vor allem auch zum Studium der Arbeiten positiver Theologen anzuhalten, ihnen aber auch mitzutheilen, daß kein der Neologie huldigender Candidat in Bayern Aussicht auf Anstellung im Pfarramt habe. Ob es dem Kirchenregiment gelingen wird, dies auch in der Zukunft durchzuführen, bleibt abzuwarten. Ein Mitarbeiter der „Evangelischen Kirchenzeitung“ schrieb bei diesen Vorkommnissen unter der Ueberschrift: „Aus Bayern“, daß es sich nicht um ein paar jugendliche Köpfe handle, sondern „Ritschl, Harnack und Andere haben bereits viele Gemüther angezogen, welche nun in schwere Collisionen mit der in der bayrischen Landeskirche allein berechtigten Richtung gerathen“.

Auch über die Grenzen Deutschlands hinaus hat der Ritschlianismus seinen Weg gefunden. An den reformirten Hochschulen in der französischen Schweiz und in Frankreich selbst, in Lausanne, Paris und anderwärts, hat er eifrige Anhänger. In England und Schottland sind die Hauptwerke dieser Schule wohl bekannt und werden viel gelesen. Und wie steht es hierzulande? Es wird berichtet, daß vor Kurzem zwei Candidaten des Predigtamts in der Episcopalkirche um Ordination nachsuchten, welche Anhänger des Ritschlianismus waren. Sie erklärten, daß sie amtlich das apostolische und nicänische Symbolum im Gottesdienst bekennen wollten, aber persönlich diesen Glauben nicht theilen könnten. Mit Recht wurden sie abgewiesen. Die Presbyterianer und Congregationalisten haben in ihren theologischen Facultäten begeisterte Schüler Ritschls, Harnacks und Raftans, die ihren Studenten beim Besuch deutscher Universitäten besonders Berlin empfehlen. Der „Lutheran Observer“ zeigte die in englischer Uebersetzung in New York erschienene Dogmengeschichte Harnacks mit den empfehlendsten Worten an, statt davor zu warnen als vor einem verderblichen Werke unter christlichem Namen, und nahm bei einer andern Gelegenheit keinen Anstand, Ritschls Schule in rühmenden Ausdrücken zu loben. Deshalb meinte auch Dr. Jacobs vor einiger Zeit im „Lutheran“, daß auch die lutherische Kirche Americas auf der Hut vor diesem neuen Rationalismus sein müsse, und theilte die an ihn gerichtete Frage eines Führers der conservativen

Presbyterianer mit: "Have you mastered the theology of Ritschl, and do you most closely examine candidates from Germany concerning the subjects it involves?"

So dürfte es nicht überflüssig gewesen sein, die Austertheologie Ritschls in dieser Zeitschrift etwas ausführlicher berücksichtigt und das Urtheil begründet zu haben, daß Ritschl und seine Schüler Satanspropheten sind, Widerchristen, die den Vater und den Sohn leugnen, vor denen St. Johannes die Christen der letzten Tage so ernstlich warnt, Irrlehrer, die um so gefährlicher sind, als sie sich einen schönen Schein zu geben wissen, sehr rührig sind und ihre Irrthümer blendend darzustellen verstehen. Gott behüte uns in Gnaden vor solchem Irrsal und erhalte uns bei rechter Luthers Lehr, bei seinem reinen Wort!
L. F.

Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

V.

(Fortsetzung.)

Glaube ist Vertrauen, Vertrauen, daß unsere Sünden vergeben sind, Vertrauen zu Gottes erbarmender Gnade, Vertrauen, das sich gründet auf Christi Verdienst. Und eben darum ist der Glaube auch Vertrauen auf Gottes Verheißung im Evangelio, welches uns von Christi Versöhnung, der Gnade Gottes und der Vergebung unserer Sünde verkündigt und uns auffordert, dieselbe im Glauben anzunehmen. Die göttliche Verheißung ist darum als das dritte Correlat des Glaubens zu bezeichnen, ohne welches der Glaube nicht sein kann. Denn auch von Christi Verdienst und Gottes Gnade kann der Mensch nur wissen, wenn Gott ihm selber davon sagt. So ist der Glaube ans Wort gebunden, hält sich ans Wort und ist eigentlich Glaube an die göttliche Verheißung von der Vergebung der Sünden aus Gnaden um Christi willen, herzliche Annahme der Verheißung des Evangeliums. Wie darum der Glaube nicht sein kann, ohne die erbarmende Gnade und das Verdienst Christi zum Correlat zu haben, so auch nicht ohne das Wort aus dem Munde Gottes, welches ihm von seiner Vergebung Kunde bringt.

Nicht müde wird die Apologie hervorzuheben, daß der rechtfertigende Glaube ein Vertrauen ist, das sich verläßt aufs Wort, aufs Evangelium, auf die göttliche Verheißung, auf die Zusage göttlicher Gnade, auf die verheißene Vergebung um Christi willen. Wer sich nicht von Herzen verläßt auf Gottes Wort, ohne auf eigene Würdigkeit und Unwürdigkeit zu sehen, 133, 141, wer nicht dem Evangelio glaubt, 99, 68, und das Wort, das Wort Christi ergreift und faßt, 177, 61. 62, der kann nicht selig werden.

Fides est obedientia erga Evangelium, 140, 187. 190, fiducia promissionis, 145, 218, fides apprehendens promissionem, 138, 174, fides, quae vult illa, quae in promissione offeruntur, et accipit in praesentia remissionem exhibitam in promissione, 140, 191. Die göttliche Zusage, das Evangelium, wie einen Baum oder Zweig ergreifen in der großen Fluth, in dem starken, gewaltigen Strome, unter den Wellen und Bulgen der Todesangst, 143, die Verheißung empfangen, 96, 53, die Verheißung fassen, 108, 112. 113, die Absolution empfangen, 177, 62, Gott nicht Lügen strafen, nicht wanken, nicht zweifeln und für ungewiß halten, sondern für gewiß halten, das Gott zusaget, und wie David sich auf die göttliche Zusage verlassen, 97, 58, das ist rechter Glaube, durch welchen auch die Patriarchen selig geworden sind. 97, 57.

Die Verheißung ergreift der Glaube und zwar die Verheißung der Gnade Gottes. Promissioni gratiae confidendum est. 145, 219. Fides misericordiam promissam, 96, 56, promissionem misericordiae accipit, 96, 54. Fides est illa virtus, quae in poenitentia apprehendit promissionem gratiae, 150, 265, promissionem gratiae et iustitiae, 150, 262. Der Glaube hält sich an das Wort, welches Gnade verkündigt, 143, und nimmt die verheißene angebotene Gnade ohne Verdienst aus reichem Schatz geschenkt, 96, 56. Glaube ist ein hoher Gottesdienst, der Gott damit dienet, daß er ihm die Ehre thut, und die Barmherzigkeit und Verheißung so gewiß hält, daß er ohn Verdienst kann allerlei Güter von ihm empfangen und warten. 141. Als wenn ich das Sacrament des Leibes und Blutes Christi empfahe, saget Christus klar: Das ist das Neue Testament. Das soll ich gewiß glauben, daß mir Gnade und Vergebung der Sünde, welche im neuen Testament verheißten ist, widerfahre. Und solchs soll ich empfangen im Glauben und damit trösten mein erschrocken, blöd Gewissen und stehen darauf gewiß, daß Gottes Wort und Zusage nicht fehlen, sondern so gewiß und noch gewisser sein, als ob Gott mir eine neue Stimme oder neu Wunderzeichen vom Himmel ließ geben, dadurch mir würde Gnade zugesagt. 205, 21.

So ist es die Verheißung der Gnade, welche der Glaube ergreift, nämlich die Verheißung der Gnade in Christo. Der Glaube an die Verheißung von Christo, daß wir durch ihn Vergebung der Sünden haben, 98, 62, an die göttliche Zusage, welche uns um Christi willen angeboten wird, tröstet und richtet auf, 101, 79—81. Der Glaub ist ein recht Erkenntniß Christi, denn wer da gläubet, der erkennet die Wohlthat Christi, weil er dem Evangelio glaubt, das da lehret, daß man gerecht werde, wenn man an Christum gläubet. 94, 47. Und nur so kann ich an den Namen Christi glauben, daß ich höre predigen den Verdienst Christi und solchs fasse. 105, 98. Die Wohlthat Christi kennen, das heißt an Christum wahrlich gläuben — *proprie et vere est credere in Christum* — nämlich gläuben das, was Gott durch Christum verheißten hat, daß er das gewiß

geben wolle. 106, 101. Auch der Glaube der Väter war nichts anderes als Vertrauen auf die Verheißung der Gnade in Christo. Denn wiewohl das Gesetz — das Alte Testament — nicht vornehmlich predigt Gnade und Vergebung der Sünde, wie das Evangelium — das Neue Testament —, so sind doch die Verheißungen von dem künftigen Christo von einem Patriarchen auf den andern geerbet, und haben gewußt, auch geglaubt, daß Gott durch den gebenedeiten Samen, durch Christum, wollet Segen, Gnade, Heil und Trost geben. 97, 57. So wird uns der Versühner nu also nüz, wenn wir durch den Glauben fassen das Wort, dadurch verheißten wird Barmherzigkeit, und dieselbige halten gegen Gottes Zorn und Urtheil. 102, 82. *Semper debet in conspectu esse promissio, quod Deus propter suam promissionem, propter Christum velit esse propitius, velit justificare, non propter legem aut opera nostra. In hac promissione debent pavidæ conscientiae quaerere reconciliationem et justificationem, hac promissione debent se sustentare ac certo statuere, quod habeant Deum propitium propter Christum, propter suam promissionem. Ita nunquam possunt opera conscientiam reddere pacatam; sed tantum promissio.* 118, 59.

Dieser rechtfertigende, seligmachende Glaube nun, dieß Vertrauen, daß Gott um Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit seiner Verheißung gemäß die Sünde vergibt, ist immer *fides specialis*, welche den Sünder de se in individuo gewiß macht, daß ihm, gerade ihm um Christi willen die Sünden vergeben sind. Der seligmachende Glaube spricht nicht in genere: Ich glaube, daß es eine Vergebung der Sünden gibt, sondern: Ich glaube, daß mir die Sünden vergeben sind. 96, 51. Von diesem Glauben nun reden wir, da ich selbst gewiß für mich gläube, daß mir die Sünden vergeben sein, nicht allein vom *fide generali*, da ich gläube, daß ein Gott sei. 205, 21. Denn der Glaube eigentlich, oder *fides proprie dicta* ist, wenn mir mein Herz und der Heilige Geist im Herzen sagt, die Verheißung Gottes ist wahr und ja; von demselben Glauben redet die Schrift. 108, 113. Derselbige Glaube nu, da ein jeder für sich gläubet, daß ihm die Sünden vergeben sind, daß Christus für ihn gegeben ist, und er um seiner willen für Gott gerecht geschätzt wird, der erlanget allein Vergebung der Sünde um Christus willen und macht uns für Gott fromm und gerecht. 95, 45. 99, 69. 176, 59. Denn Hoffnung wartet künftiger Güter und Rettung aus der Trübsal, der Glaube aber empfähet gegenwärtige Versöhnung und schleußt im Herzen, daß Gott die Sünde vergeben hab, und daß er jeßund mir gnädig sei. 141. 140, 191. *Adversarii ergo infelicitur consulunt hominibus, dum jubent dubitare, utrum consequamur remissionem peccatorum.* 108, 119.

Damit stimmt auch Bernhardus, wenn er sagt: Darum ist für allen Dingen noth zu wissen, daß wir Vergebung der Sünden nicht anders haben können, denn durch Gottes Gnade; doch sollt du dieses dazu setzen, daß du

das gläubeſt, daß auch dir, nicht allein andern, durch Chriſtum Sünde vergeben werden. Das iſt das Zeugniß des Heiligen Geiſtes inwendig in deinem Herzen, wenn er dir ſelbſt ſagt in deinem Herzen, dir ſelbſt ſind deine Sünden vergeben. Denn alſo nennet's der Apoſtel, daß der Menſch ohne Verdienſt gerecht wird durch den Glauben. Dieſe Worte S. Bernhardus ſtreichen erſt dieſe unſere Lehre recht heraus und ſetzen ſie recht an das Licht. Denn er ſagt, daß wir nicht allein ingemein gläuben ſollen, daß uns Sünde vergeben werden, ſondern ſagt, dieſes muß dazu geſetzt werden, daß ich für mich gläube, daß mir Sünden vergeben ſein. Und lehret darüber noch eigentlicher und klärer, wie wir inwendig im Herzen der Gnade, der Vergebung unſer Sünden gewiß werden, nämlich, wenn die Herzen getröſtet werden und geſtillet inwendig durch dieſen Troſt.“ 180, 74. Denn wer noch wanket und zweifelt, ob ihm die Sünde vergeben ſein, der vertrauet Gott nicht und verzaget an Chriſto, denn er hält ſeine Sünde für größer und ſtärker, denn den Tod und Blut Chriſti; ſo doch Paulus ſagt zu den Römern am 5, 20.: Die Gnade ſei mächtiger denn die Sünde, das iſt, kräftiger, reicher und ſtärker. 113, 28. Wir reden darum von einem Glauben, da ich für mich gewiß gläube, daß mir die Sünde vergeben ſein um Chriſtus willen. Von dieſem Glauben ſtreiten wir, der nach dem Schrecken folgen ſoll und muß, und das Gewiſſen tröſten und das Herz in dem ſchweren Kampf und Angst wieder zufrieden machen. Und das wollen wir, will's Gott, ewiglich verſechen und wider alle Pforten der Hölle erhalten, daß derſelbig Glaub muß da ſein, ſollen jemand's Sünde vergeben werden. 177, 60.

Von dem alſo beſchriebenen lebendigen Glauben behauptet nun die Apologie, „daß derſelbe Glaube, und ſonſt nichts, uns vor Gott gerecht macht“, 99, 69. Das erhärtet ſie nicht bloß mit durch den ganzen Artikel hin zerſtreuten Schriftausſagen, ſondern tritt in den §§ 87—101 dafür auch den förmlichen Schriftbeweis an. Eingeleitet wird derſelbe mit den Worten: „So wollen wir nu Sprüche erzählen, welche klar melden, daß der Glaube fromm und gerecht macht.“ Die wichtigſten der angeführten dicta probantia ſind die bekannten Stellen Röm. 3, 28. Eph. 2, 8. Röm. 4, 5. 4, 9. 5, 1. 10, 10. Gal. 2, 16. Eph. 2, 8. Joh. 1, 12. 3, 14. 15. 17. Apoſt. 17, 38. 39. 4, 11. 12. Hab. 2, 4. Jeſ. 53, 11. Von der hervorragenden Stellung, welche inſonderheit Paulus in ſeinen Briefen dieſem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben gibt, heißt es 103, 87 und 104, 88: „Paulus in der Epiſtel zu den Römern handelt fürnehmlich dieſes Stück, wie ein Menſch für Gott fromm werde, und beſchleußt, daß alle, die da gläuben, daß ſie durch Chriſtum ein gnädigen Gott haben, ohne Verdienſt durch den Glauben für Gott fromm werden. Und dieſen gewaltigen Beſchluß, dieſe Propoſition, in welcher gefaſſet iſt die HAUPTſache der ganzen Epiſteln, ja der ganzen Schrift, ſetzt er im dritten Kapitel mit dürrer klaren Worten alſo: So halten wir es nu, daß

der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben. Röm. 3, 28. . . . Und daß niemand's denken darf, als sei Paulo dieses Wort (der Mensch wird gerecht allein durch den Glauben) entfahren, so führet er das nach der Länge aus im 4. Kapitel zu den Römern und erholet solches in allen seinen Episteln.“ Als Resultat der ganzen Beweisführung kann gelten, was die Apologie zu Röm. 4, 5. bemerkt: „So ist nu aus den Worten klar, daß der Glaub das Ding und Wesen ist, welchs er Gottes Gerechtigkeit nennet, und setzet dazu, sie werde aus Gnaden zugerechnet, und sagt, sie könnt uns aus Gnaden nicht zugerechnet werden, so Werke oder Verdienst da wären. Darum schleußt er gewißlich aus allen Verdienst und alle Werke nicht allein jüdischer Ceremonien, sondern auch alle andere gute Werke. Denn so wir durch dieselben Werke fromm würden für Gott, so würde uns der Glaube nicht gerechnet zur Gerechtigkeit ohn alle Werke, wie doch Paulus klar sagt.“ Jeder nun, der unbefangen die heilige Schrift und insonderheit die von der Apologie citirten Stellen derselben liest, muß der Apologie beitreten und mit Melanchthon ausrufen: „Lieber HErr Gott, wie dürfen doch die Leute sich Christen nennen oder sagen, daß sie auch die Bücher des Evangelii einmal je angesehen oder gelesen haben, die noch dieses anfechten, daß wir Vergebung der Sünde durch den Glauben an Christum erlangen? Ist es doch einem Christenmenschen schrecklich allein zu hören.“

F. B.

(Eingefandt.)

Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

(Schluß.)

3. Doch die Gewißheit der Auferstehung Christi beruht ferner auf dem Zeugniß seiner Feinde. Man hat dies schon seit den ältesten Zeiten den Christen vorgeworfen und wirft es ihnen fort und fort vor, daß die Auferstehung Christi nur durch seine Jünger bezeugt, daß aber dieses Zeugniß ein verdächtiges sei. Wir haben, so sagt man wohl, für Christi Auferstehung nur das Zeugniß seiner Freunde und kein anderes. Die Jünger Christi behaupten, sie hätten ihren todten HErrn wieder lebendig gesehen, mit ihm geredet, gegessen und getrunken, aber wie kann man diesen an der Thatfache so sehr interessirten Personen bei einer so wichtigen Begebenheit, wie die Auferstehung Christi es ist, Glauben schenken? Wenn Christus wirklich auferstanden ist, warum hat er sich nicht vor allen Dingen seinen Feinden, den Hohenpriestern, lebendig gezeigt, warum hat er sie nicht fest überzeugt, daß er auferstanden sei von den Todten? Er war unrechtmäßiger Weise wegen angeblicher Gotteslästerung von ihnen zum Tode verurtheilt, konnte

er sich besser rechtfertigen vor der ganzen Welt als dadurch, daß er seinen Feinden zeigte, daß Gott ihn vom Tode wieder auferweckt habe, daß also seine Aussage, daß er Gottes Sohn sei, auf Wahrheit beruhe? Ja, so sagen häufig die Ungläubigen, hätten wir auch das Zeugniß der Feinde des HErrn für Christi Auferstehung, dann wollten auch wir diese Thatfache annehmen und glauben. Es ist dieses schon ein sehr alter Einwurf gegen die Gewißheit der Auferstehung Christi. Schon Celsus hat ihn gemacht. Jesus, das ist ungefähr der Sinn seiner Ausführung, war öffentlich vor den Augen aller verurtheilt. Wenn er nun auferstanden ist, warum machte er seine Rechtfertigung nicht auch öffentlich? Warum zeigte er sich nicht seinen Anklägern, seinen Richtern, dem ganzen Volke, und gab ihnen unzweifelhafte Beweise, daß er kein Uebelthäter sei? Wer aber hat ihn gesehen nach seiner Auferstehung? Ein halb wahnsinniges Weib, und einer oder zwei seiner Jünger, die gerade in der Stimmung waren, ihr Vertrauen auf Träume und Erscheinungen ihrer erregten Phantasie zu setzen.

Das ist allerdings wahr, daß der HErr sich selbst seinen Feinden nicht lebendig gezeigt und geoffenbart hat, daß sie uns nicht sagen können, daß sie ihn lebendig gesehen haben. Das bestätigt uns kein Geringerer als Petrus, der im Hause des Hauptmanns Cornelius sagt (Apost. 10, 40. 41.): „Denselbigen hat Gott auferweckt am dritten Tage und ihn lassen offenbar werden, nicht allem Volk, sondern uns, den vorerwählten Zeugen von Gott, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er auferstanden ist von den Todten.“ Aber ist das nicht sonderbar? Sollte man nicht meinen, die Auferstehung würde uns doch viel gewisser sein, wenn der HErr sich auch seinen Feinden lebendig gezeigt hätte? Warum hat er es nicht gethan? Die Gründe dafür gibt uns kurz Greiner an. Er schreibt: 1) „Nach der Natur des Entwicklungsganges seines Reiches konnte der HErr seinen Feinden jetzt noch nicht erscheinen. Vergewegenwärtigen wir uns nur die Sache! Angenommen, der Auferstandene wäre so, wie er in die Mitte des Jüngerkreises trat, etwa in die Versammlung des hohen Rathes zu Jerusalem eingetreten, plötzlich, als den Sieger über Grab und Tod, als den HErrn der Herrlichkeit sich offenbarend, welcher unter seinen Feinden hätte diesen Anblick ertragen? Eine solche Erscheinung hätte keine andere Bedeutung und Wirkung haben können, als entweder die eines Gerichtes über seine Feinde, oder die einer zwangsweisen Hinführung zum Glauben an ihn, als an den Sohn Gottes. Zu jenem aber war die Zeit noch nicht gekommen, denn der HErr ist geduldig und langmüthig, dieses aber widerspräche durchaus der ganzen Art und Weise, wie er auf Menschenherzen zu wirken, wie sein Reich zu kommen pflegt. Dieses aber kommt nicht mit äußerlichen Geberden. In diesem Sinne hat schon Origenes dem Celsus erwidert: „Aus seinem glänzenden Angesicht kamen Strahlen, davon ein Un-

gläubiger blind geworden wäre, . . . aus Wohlthat, sie schonend, erschien er ihnen nicht.“ Entweder hätte also der Herr seinen Feinden zum Gericht erscheinen müssen, und das wollte der Herr noch nicht, er wollte ihnen noch eine Gnadenfrist schenken, er wollte ihnen Zeit und Gelegenheit geben, sich durch das Zeugniß der Apostel von Christi Auferstehung zur Buße zu kehren, erst etwa vierzig Jahre später sollte sein Gericht über Juda und Jerusalem kommen, oder aber der Herr hätte seine Feinde zwangsweise bekehren müssen, und das ist gegen Gottes Heilsordnung. Darum erschien auch der Herr seinen Jüngern nicht sogleich, sondern ließ ihnen zuerst von seiner Auferstehung predigen. Erst zeigt der Herr jenen Emmaus-Jüngern aus der Schrift, daß Christus leiden und sterben und in seine Herrlichkeit eingehen mußte, und dann erst offenbart er sich ihnen. So sagt daher auch Luther in einer Predigt am Ostermontag: ¹⁾ „Zum dritten ist auch hierin gezeigt die Weise, wie Christus seine Auferstehung offenbart, und wie sie erkannt und gefaßt wird, nämlich am ersten durchs Wort und Glauben zuvor, eher denn durch leiblich Gesicht und Empfindung. Darum ist er ihnen erstlich verborgen und unbekannt, da er zu ihnen kommt und mit ihnen geht, ob er wohl wahrhaftig bei ihnen ist und eben der Christus, den sie oft gesehen und gehört und sehr wohl kennen, und jetzt gar nicht kennen, noch sich sein vermuthen können, weil sie wissen, daß er des dritten Tages zuvor gestorben und begraben ist und gar keinen andern Gedanken von ihm haben können, denn von einem todten Menschen, und ist ihnen so gar fremd und unkenntlich worden, daß sie ihn gar nicht erkannt hätten, wie lange er also bei ihnen gewesen wäre, bis er ihnen diesen Artikel der Auferstehung verkündigt und davon gepredigt hat, wie der Text spricht: ‚Ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten.‘ Nicht also, daß er anders wäre, oder sich nicht wollte kennen lassen: sondern daß ihr Herz und Gedanken so fremd und ferne von ihm sind. Also wird er auch von Magdalena und den andern Jüngern nicht eher erkannt, denn da sie zuvor das Wort von seiner Auferstehung gehört haben. — Hiermit will er uns auch solches lehren und zeigen, daß die Kraft seiner Auferstehung und seines Reiches hier auf Erden und in diesem Leben gehen und sich beweisen soll allein durchs Wort und Glauben, so sich an Christum hält, den er doch nicht siehet, und also auch in ihm Sünde und Tod überwindet, Gerechtigkeit und Leben ergreift.“

Doch wenn auch der Herr sich seinen Feinden und allem Volke nicht lebendig gezeigt hat, so haben wir dennoch das Zeugniß seiner Feinde für Christi Auferstehung. Denn wenn auch der Auferstandene sich ihnen nicht selbst offenbarte, so hat er ihnen doch seine Auferstehung kund gethan. Sie konnten sich nicht beklagen, daß ihnen keine Gewißheit darüber geworden sei. Das sehen wir besonders aus dem Bericht des Evangelisten Matthäus

1) St. L. XI, c. 663 f., § 3. 4.

(28, 11—15.). Die Hohenpriester und Pharisäer hatten ja, weil sie an Christi Weissagungen von seiner Auferstehung gedachten, an jenem Sabbath, da der Herr im Grabe lag, eine Wache von römischen Kriegsknechten um das Grab gestellt, damit die Jünger Christi seinen Leichnam nicht stehlen und dann sagen könnten, er sei auferstanden. Als dann an jenem ersten Ostermorgen der Herr wirklich auferstand, da waren allerdings anfangs diese Kriegsknechte aus Schrecken vor dem Erdbeben und der leuchtenden Engelsgestalt wie todt zu Boden gesunken, bald aber hatten sie sich wieder erholt und eilten nach Jerusalem und brachten dorthin zuerst von allen die Kunde von den wunderbaren Vorgängen am Grabe Jesu, sie meldeten officiell die wunderbare Nachricht den Hohenpriestern, die ihrerseits den hohen Rath zusammenriefen, um diese wichtige und für sie so schreckensvolle Kunde ihm zu übermitteln und zu berathen, was nun zu thun sei. Konnte der hohe Rath noch mehr Gewißheit von Christi Auferstehung verlangen? Gott sandte ihnen ihre eigenen Zeugen, die sie selbst an das Grab gestellt hatten. Wohl wird uns nicht gerade gesagt, daß die Kriegsknechte meldeten, daß der Herr auferstanden sei, aber es liegt die Vermuthung nahe, das zu glauben, denn die Kriegsknechte wußten ohne Zweifel, daß Christi Auferstehung für den dritten Tag in Aussicht gestellt war, und schlossen wohl aus jenen wunderbaren Vorgängen am Grabe, daß das Angekündigte geschehen sei. Das aber steht außer allem Zweifel fest, daß die Hohenpriester weder an einen Betrug, den die Kriegsknechte mit ihnen spielten, noch an einen Raub, den die Jünger ausgeführt hätten, dachten, sondern gewiß wußten, daß der Herr auferstanden sei. Sonst würden sie ohne Zweifel die Sache näher untersucht haben, und es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, die Jünger aufzufinden und aus ihnen herauszubringen, wo sie den Leichnam Jesu verborgen hätten. Luther sagt: „Es brachten die Hüter den Hohenpriestern die Botschaft. Was meinst du, werden sie da gedacht haben? Wie wird ihr Herz gezittert und gebebt haben? Sie konnten es für keinen Scherz halten, denn da standen ihre eigenen Zeugen, von denen hörten sie nicht allein, was geschehen war, sondern konnten es ihnen auch ansehen. Aber da ist noch keine Besserung, sie gerathen noch tiefer in Sünde und böses Gewissen. Denn sie halten sobald am Sabbath einen Rath, geben den Kriegsleuten Geldes genug, daß sie ihnen sollten lügen helfen! Vergebens hat Gott, der allen Menschen helfen will, auch zu den Hohenpriestern und Obersten des Volkes seine Osterboten gesandt, wie er die Frauen zu den Jüngern schickte; auf Unglauben bei den Freunden Jesu stießen jene, Glauben aber finden diese Kriegsknechte bei den geschworenen Feinden. Aber der Glaube, den sie finden, ist kein seligmachender Glaube. Das Licht, welches mit der Ostersonne ihnen aufgegangen ist, treibt sie, die Kinder der Finsterniß, nur tiefer hinein in ihr Verderben.“¹⁾ So

1) Rebe a. a. O. S. 113.

legen die Feinde des HErrn durch ihr Verhalten Zeugniß ab für seine Auferstehung.

Und dann später, nach dem Pfingstfeste, da traten die Jünger auf mit der Predigt von der Auferstehung. Sie bezeugten den Juden öffentlich, daß Jesus, den sie getödtet hätten, auferstanden sei. Sie beschuldigten damit besonders den hohen Rath, daß sie ihren Messias verworfen, daß sie den HErrn der Herrlichkeit gekreuzigt und den Fürsten des Lebens getödtet hätten, sie brachten also auf den hohen Rath und auf das ganze Volk die schwerste Beschuldigung, Abfall von dem wahren Gott. Was hätte nun der hohe Rath thun sollen, und was hätte er ohne Zweifel gethan, wenn diese Beschuldigung der Apostel falsch gewesen, wenn Jesus nicht auferstanden wäre? Sie hätten ohne Zweifel — und es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, es zu thun — die Sache genau untersucht, sie hätten gar bald den Nachweis geliefert, daß die Apostel Lügner und Betrüger seien, aber, obwohl die Predigt der Apostel eine so gewaltige Bewegung in Jerusalem hervorruft, daß Tausende sich zu Jesu bekehren, so thut doch der hohe Rath nichts dergleichen. Wohl läßt er die Apostel festnehmen und sich vorführen, aber nicht um die Sache gründlich zu untersuchen, sondern um durch Drohungen, Gefängniß und Geißelung die Jünger dahin zu bringen, daß sie von der Auferstehung Christi nichts mehr sagen sollten. Der hohe Rath mußte eben durch seine Wächter, die Kriegsknechte, nur zu gewiß, daß die Apostel die Wahrheit redeten, daß jede Untersuchung nur dazu dienen würde, die Wahrheit der apostolischen Predigt um so klarer ans Licht zu bringen, und so ließen sich die Obersten der Juden auf gar keine nähere Untersuchung ein, sondern versuchten in unbegreiflicher Verblendung das Zeugniß von Christo mit roher Gewalt zu unterdrücken. Das ganze Verhalten der Feinde des HErrn ist unerklärlich, wenn sie nicht dieser Thatsache, der Auferstehung, gewiß gewesen sind. Auch sie legen uns Zeugniß ab für Christi Auferstehung.

Und wie, zeigen nicht auch heute noch die Feinde Christi und seiner Kirche durch ihr ganzes Verhalten, daß sie gegen ihren Willen es anerkennen müssen, daß Christus auferstanden, daß Christus und seine Kirche eine Macht des Lebens und nicht des Todes ist? Wozu sonst diese gewaltigen Anstrengungen, die sie schon seit Jahrhunderten gemacht haben und noch machen, das Christenthum zu unterdrücken? Wozu dieser verschwenderische Aufwand von Klugheit und Gelehrsamkeit, von Macht und Gewalt, von List und Tücke, von Spott und Hohn aller Art? Wozu wäre das alles nöthig, wenn Christus todt wäre? Wie schnell würde seine Kirche, die ganz auf seine Person gebaut ist und mit ihm steht und fällt, dahinsinken ohne jegliche Anstrengung von Seiten der Welt, wenn Christus nicht lebt, sondern im Grabe ruht! Es wäre dann geradezu lächerlich, ein solches Aufheben von einer ganz hoffnungslosen Sache zu machen. Klarer können es uns

die Feinde gar nicht zugeben, daß sie Christum und seine Kirche als eine Lebensmacht anerkennen müssen.

4. Die Gewißheit der Auferstehung Christi ruht endlich auch noch auf unserer eigenen Glaubenserfahrung. Die Thatfache, daß ein Christ an Jesum Christum glaubt, durch den Glauben wiedergeboren und ein neuer Mensch geworden ist, durch den Glauben eine gewisse Hoffnung hat des ewigen Lebens, gibt ihm Zeugniß, daß sein Heiland, der dieses alles in ihm wirkt, nicht todt sein kann, sondern auferstanden ist und lebt. Ein Christ hat es erfahren und erfährt es fort und fort in seinem Christenleben, daß sein Heiland, sein Erlöser, lebt. Dieser Jesus, dieser Heiland, ist es ja, der ihm nachgegangen ist auf seinen Sündenwegen mit unermüdlicher Hirtentreue, und ihn suchte, bis er ihn gefunden hatte; er ist es, der ihn zum Glauben brachte, der ihn durch sein Wort und seinen Geist der Vergebung der Sünden gewiß machte und täglich aufs neue gewiß macht. Dieser Heiland ist es, der täglich durch das Wort des Evangeliums zu ihm kommt und bei ihm ist alle Tage, ihn im Glauben erhält, im Kampfe gegen Sünde und Satan ihm beisteht, in allen Anfechtungen und Versuchungen ihm überwinden hilft, ihm Kraft gibt zu einem neuen Leben nach Gottes Geboten, wenn er strauchelt, ihn wieder aufrichtet, wenn er traurig ist, ihn tröstet, wenn er fröhlich ist, den eigentlichsten und tiefsten Inhalt seiner Freude ausmacht, der, wenn die Lieben ihm sterben, die Hoffnung des ewigen Lebens ihm schenkt, der, wenn des Christen eignes Auge im Tode bricht, sein Stecken und Stab ist, darauf er getrost sich stützen kann, mit Einem Worte, der, wie er einst die Kinder Israel auf ihrem Wüstenzuge leitete in der Wolken- und Feuerssäule, so auch jetzt noch die Seinen begleitet auf ihrer ganzen gefährlichen Reise durch die Wüste dieser Welt nach dem himmlischen Canaan. Wie kann dieser Heiland todt sein, der uns täglich Beweise seiner göttlichen Kraft und seines göttlichen Lebens gibt! Wohl war er todt, aber er ist auferstanden und ist nun lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und hat die Schlüssel der Hölle und des Todes, das erfährt ein Christ in seinem geistlichen Leben täglich aufs neue. Durch eigene Erfahrung wird ein Christ dieser Thatfache, daß Jesus lebt, gewiß, göttlich gewiß.

Darauf deutet auch der Apostel Paulus hin 1 Cor. 15, 14—19. Das ist wahr: Ist Christus nicht auferstanden, dann fällt unser ganzes Christenthum hin, dann ist die Predigt des Evangeliums vergeblich, dann ist unser Glaube eitel, leer, ohne allen Gehalt und Kraft, dann sind die Apostel falsche Zeugen, dann sind wir noch in unsern Sünden, dann sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren, dann sind wir die elendesten unter allen Menschen; aber daraus folgt nun auch das Gegentheil: Diese Gewißheit, die ein Christ durch Gottes Wort und den Heiligen Geist hat, diese Erfahrung, die er macht, daß die Predigt nicht vergeblich, sondern eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, daß unser Glaube nicht eitel ist, nicht der

menschliche Wahn und Traum, sondern „ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebiert aus Gott und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften“, daß wir nicht mehr in unsern Sünden sind, sondern Vergebung der Sünden haben, daß unsere Todten nicht verloren sind, sondern in Christo leben, daß wir nicht die elendesten, sondern die seligsten Menschen sind — und von diesem allen ist ein Christ göttlich überzeugt —, diese Erfahrung macht uns gewiß, daß Jesus auferstanden ist von den Todten; denn ohne Christi Auferstehung könnte das alles nicht sein.

So steht die Auferstehung Christi unerschütterlich fest. Alle Angriffe, welche gegen diese große Heilthat Gottes von Anfang an gerichtet sind, haben diese Gewißheit nicht erschüttern können, sondern müssen nur dazu dienen, uns Christi Auferstehung noch gewisser zu machen. Wir bleiben trotz aller Angriffe der ungläubigen Welt fröhlich bei dem guten Bekenntniß der ganzen Christenheit: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden. Halleluja!“

G. M. . . . r.

Replik und Gegenreplik.

Vorbemerkung.

Da die hier vorliegende Replik des Herrn Sen. Pamperrien nicht eine Lehrabhandlung, sondern rein historischen Charakters ist, sowie aus anderen Rücksichten haben wir es für den Umständen entsprechend gehalten, dieselbe an dieser Stelle zu veröffentlichen. Aber als ebenfalls den Umständen entsprechend erschien es uns, zugleich Herrn Missionar Näther Gelegenheit zu geben, was er etwa zu den einzelnen Punkten zu sagen hätte, in derselben Nummer unserer Zeitschrift zu sagen. Wir lassen also im Text Herrn Miss. Pamperrien, in den Noten Herrn Miss. Näther zu Wort kommen und geben das Urtheil dem Leser anheim.

Die Redaction.

Tranquebar, den 14. Januar 1895.

An die verehrliche Redaction des theol. Monatsblattes „Lehre und Wehre“,
St. Louis, Mo.

Hochwürdigste, verehrte Herrn!

Zu meinem Bedauern ist mir die Octobernummer des letzten Jahrganges von „Lehre und Wehre“ erst in diesen Tagen zugegangen, und obgleich ich von dem in derselben enthaltenen Artikel des Herrn Missionar Näther „Die Leipziger Mission und Missionar Kempf“ über Deutschland bereits gehört hatte, hat sich meine Entgegnung bis heute verzögert, weil ich den Artikel erst selbst gelesen haben mußte, ehe ich das auf mich Bezügliche in demselben zurecht stellen konnte. Im Interesse der Wahrheit kann ich auf dieselbe trotz der langen Verzögerung nicht verzichten, und ich erlaube Sie dringend, nachdem Sie den betreffenden Angriffen gegen mich Raum gegeben haben, auch meine Vertheidigung gütigst aufnehmen zu wollen.

1. ad 1. „Nur Herr Senior Pamperrien hat sehr bezeichnender Weise sich erlaubt, dieser Meinung — (daß Herr Kempf in Indien arbeitsunfähig sei) — schon vor Jahren Ausdruck zu geben.“ Es war meines Amtes, dieser Meinung Ausdruck zu geben, weil ich die jämmerlichen Klagen des Herrn R. über seine Leiden, die er mir brieflich und mündlich vortrug, und die die Brüder natürlich nicht kannten, für wahr hielt. Ich glaubte zuweilen das Schlimmste befürchten zu müssen, zumal in jener Zeit die Mutter des Herrn R. schwer gemüthsleidend in einer Anstalt Heilung suchte. Meine Sorgen wurden damals auch von andern Brüdern getheilt, und sie sind der Grund, warum ich alles vermied, was den leidenden Bruder aufzuregen drohte, und vieles trug, was ich von Amtswegen bei gesunden Brüdern nicht hätte tragen dürfen.

2. ad 2. „Was von gewalthätigem Auftreten in der Gemeinde gesagt wird, reducirt sich auf strengere Kirchenzucht, als das landeskirchliche Wesen der Leipziger Mission, namentlich das Friedensprincip des Missionskirchenraths gewohnt war.“ Dieser Satz ist unrichtig. Nur ein Beispiel. Am Palmsonntag des Jahres 1889 rief Herr Kempf einen verheiratheten Seminaristen, Samidasen, jetzt Lehrer in

ad 1. Hier hat Herr Senior Pamperrien nichts Thatsächliches zu berichtigen. Die Thatsache, daß er schon vor Jahren seiner Meinung Ausdruck gegeben hat, daß Kempf in Indien arbeitsunfähig ist, gibt er zu. Er bestätigt also, was die sechs Missionare, darunter der derzeit älteste aller Leipziger Missionare, in dem angeführten Briefe behaupteten. Wußten sie von dieser zugegebenen Meinungsäußerung des Seniors P., und behaupteten sie, daß diese unbegründet, aber bezeichnend war, so darf wohl jedermann ihnen zutrauen, daß sie sich Kempf und seine Gesundheit daraufhin angesehen haben werden, ob der Senior mit seiner Aeußerung Recht hat oder nicht. Dazu hatten sie, der eine mehr, der andere weniger, auch genügend Gelegenheit, jedenfalls nicht geringere, als der Herr Senior. Die von den sechs Missionaren in der Leipziger Mission bisher verbliebenen übrigen Vier haben auch dies ihr Zeugniß trotzdem bis heute noch nicht widerrufen, vielmehr auch an ihrem Theil Schmach dafür gelitten. Die sechs Missionare haben übrigens ihr Zeugniß verstärkt durch ein Attest des Tanjore Surgeon-Major Nailer, der Kempf in meiner Gegenwart untersuchte. Zwar hat man um der eigenen Position willen dessen Zeugniß in den „Actenstücken“ des Herrn von Schwarz vollständig unterdrückt, obwohl dasselbe bezeugt, daß sich im ganzen Organismus Kempfs nichts befinde, was ihn an einem langen Leben und am Arbeiten in Indien hindern könnte. Er war der Ueberzeugung, daß es sich bloß um eine längere Acclimatisationsperiode, als gewöhnlich, und zur Zeit auch um eine Ueberarbeitung des Kopfes handelte. Aber es hat sich diese seine Meinung auch bis zum heutigen Tag bewahrheitet, da von sieben 1885 ausgesandten Missionaren nur noch ein einziger, Dachselt (und auch dieser nicht in hervorragend gutem Gesundheitszustande), außer Miss. Kempf in Indien sich befindet. (Einer starb 1891 an der Cholera. Zwei gingen 1893 wohl für immer, einer 1894 und einer jetzt 1895 zur Erholung in die Heimath). S. 19 der „Actenstücke“ (Beilage III, Z. 8—6 v. u.) beweist übrigens, daß Senior P. bei „gesunden Brüdern“ allerdings „getragen“ hat, was er bei dem „leidenden Bruder“ nicht „tragen“ zu dürfen meinte.

ad 2. Die Ohrfeige hatte der Seminarist, dessen Character als Familienvater übrigens wegen seiner großen Jugend nicht in Betracht kam, verdient, zumal er Herrn Senior P. offenbar nochmals belogen hat. Miss. Kellerbauer bezeugt, daß Herr Senior P. ihm zugegeben hat, daß er außer Samidasen keinen Zeugen über die Sache gehört, noch auch interpellirt hat, obwohl er seit Anfang 1889 dazu Zeit hatte. Sechs Jahre sind also vergangen, ohne daß Kempf und ich je von

Madras, in die Sakristei, um ihm Vorhalt zu thun, weil er während der Predigt gelacht hatte. Als der Mann auf die Kniee fiel und um Vergebung bat, „er habe es ohne Absicht gethan“, hatte er dafür keine Ohrfeigen verdient, die er erhielt, und welche die Gemeinde in nicht geringe Aufregung versetzten. Herrn Missionar Räther kann dieser Fall nicht wohl unbekannt geblieben sein, denn er war Zeuge desselben und hat mit seinem Sonnenhut dem Manne noch einiges auf den Kopf dazu gegeben. Ich möchte wissen, was man zu einer solchen Behandlung eines Familienvaters in der Sakristei in America sagen würde. Jedenfalls sollte man nicht von einem falschen Friedensprincip des Missionärkirchenraths reden, wenn er solche Behandlung von erwachsenen Gemeindegliedern mißbilligt.

irgend jemand in irgend welcher Weise hierüber befragt oder gar gestraft worden sind, bis Herr v. Schwarz es durch eine Fußnote unter den Actenstücken bekannt zu machen für gut befunden hat, natürlich in Samidasens Verdrehung, die Senior P. ihm übermittelt hat. Die Geschichte verhält sich so: Samidasen hatte unter dem Schülercötus des Seminars sitzend während der ganzen Predigt gelacht, geschwaht u., kurz, seine Nachbarn und den Prediger selbst so auffällig gestört, daß ihn dieser, Miss. Kempf, nach beendeten Gottesdienste in die Sakristei rufen ließ. Als Miss. Kempf nun den Seminaristen eindringlich zur Rede setzte, leugnete der Bursche sein fleghaftes Betragen während der Predigt — u. a. durch die kühne Behauptung, er habe die Predigt von Anfang bis zu Ende fleißig nachgeschrieben, könne sie aber nicht vorzeigen, weil er sie einem Andern mitgegeben habe — so frech ab, daß Kempf, empört über die unverschämten Lügen, ihm eine Ohrfeige zu geben gereizt ward. Da erst fiel der Mann auf seine Kniee und sagte: „Ich habe es unwissend gethan.“ Daraufhin stieß ich, der ich zum Fortgehen bereit den Sonnenhut in der Hand hatte, ihn mit meinem Hut an und sagte, er — ein so großer Mensch, ein Seminarist — solle sich schämen, nochmals zu lügen und zu sagen, er habe es unwissend gethan. Daraufhin erst gestand er denn ein, daß er es allerdings mit Bewußtsein gethan habe, und bat um Verzeihung. Derselbe Mann wurde wegen einer andern Sache, als er das Seminar verließ, nicht in den Missionsdienst gestellt. Er war dann Lehrer an einer Privatschule in Mailapur, Madras. Da er mich flehentlich mehrmals bat, legte ich — trotzdem sein Tranquebarer Schwiegervater sich über seine schlechte Behandlung seiner Frau mir gegenüber beklagte — für ihn schließlich Fürsprache ein und durfte ihn als Lehrer an der Fabriciuschule anstellen, wo ich auch seinem Vater Tambusamy eine Anstellung verschafft hatte. Aber er hat auch in der Fabriciuschule sich verfehlt, indem er bei Veruntreuung von Schulgeld ertappt wurde, trotz dessen ich mit ihm immer noch Geduld hatte. — Der Seminardirector war zur Zeit jenes Vorfalls in Hinterindien. Sonst hätten wir wohl eine Bestrafung des Jünglings diesem überlassen. An sich ist und bleibt diese Ohrfeige gerechtfertigt. Herr Pamperrien hätte sie an Kempfs Stelle jedenfalls auch verabreicht, so gut als Herr Gehring, sein Rathscollage, seinem Sakristan in Tritschinopoly, der zum Fenster statt zur Thür in die Sakristei hineinstieg, eine solche dort zu verabreichen für nöthig fand. Erinnert sich Herr P. nicht, wie er an einem Sonntag nach dem Gottesdienste mit dem Missionshandwerker J. einen verheiratheten Mann Namens Sandappen öffentlich auf dem Papiermühlengrund bei Poreyar körperlich gezüchtigt hat? Ist das für Andere Sünde, was den Kirchenrathen erlaubt ist? — Samidasens Erzählung ist trotz seines Characters geglaubt worden. Daß sie weiter bekannt wurde, verdankt sie einem Schriftchen, das Leipziger Sudrachristen anonym gegen die Ordination des Pariahcandidaten Samuel im December 1890 verbreitet, und in dem sie über fast alle Missionare, namentlich auch die leitenden, Herrn P. eingeschlossen, allerhand wahre

3. ad 2. „einige unbußfertige Menschen ausgenommen, die dann bei dem (im Gemeindebezirk Poreyar wohnhaften) Seniorrathsverweser, dem nachmaligen Senior P., Zuflucht fanden“. Ich fordere Herrn Missionar Räther auf, diese Behauptung auch nur mit einem Beispiele zu begründen, was ihm um so leichter werden sollte, als er eben nach Indien zurückkehrt. Hätte Herr Räther statt „unbußfertige“, „schlechtbehandelte“ und statt „Zuflucht fanden“ „Zuflucht suchten“ gesagt, so hätte ich nichts zu erinnern. Ich habe leider manche Klagen anhören und manches erregte Gemüth zurechtbringen müssen, wie meine Stellung als Seniorrathsverweser es mit sich brachte.

4. ad 2. „Was Herrn Kempf beim Regiment unbeliebt machte, war einmal sein Betonen der reinen Lehre namentlich gegenüber dem Missionar Stosch“ 2c. Herr

und unwahre Geschichten erzählt haben. Trotz alledem scheuen sich Senior und Director der Leipziger Mission nicht, die uns betreffende Geschichte in gleicher Einstellung weiterzuverbreiten.

ad 3. Herr Senior P. berichtet wieder nichts Thatsächliches, sondern sichtet nur mein Urtheil an. Was ich „unbußfertig“ nannte, stellt er als „schlecht behandelt“ hin. Und natürlich hat das Zuflucht finden ein Zuflucht suchen zur Voraussetzung. Nur ein Beispiel fordert Herr P. Nun er lese nochmals das eben ad 2 Gesagte, so hat er eins eben dafür, daß ein unbußfertiger Kirchenstörer und Lügner bei ihm Zuflucht nicht nur suchte, sondern auch fand. Doch ich will ihm noch ein Beispiel sagen, und zwar eins, über das ich ihn in Madras direct befragt habe. Immanuel heißt der Mann, ist jetzt Katechet in Yercand. Er war Missionsdiener im Chidambaramdistrict und mußte von da nach Poreyar versetzt werden, weil sonst Miss. Weisenherz sich geweigert haben würde, nach Miss. Wolfs Tode Chidambaram zu übernehmen. In Poreyar wurde er in Kempfs Zeit wegen Zauberei vom Katecheten zum Lehrer degradirt. Ich mußte ihn — und er ist unter circa 100 mir nach und nach unterstellt gewesenen Missionsdienern der einzige — strafweise aus dem Chingleputdistrict verlegen lassen. Doch auch im Vittalpuramdistrict arbeitete er nicht zur Zufriedenheit des dortigen Miss. Brunotte. Als Kempf diesen Immanuel damals einmal wieder aufs Korn nahm, ging derselbe zu Sen. P. — Das hat Herr P. nicht geleugnet. Nachher verbreitete Immanuel im Bezirk, Herr P. habe ihn getröstet, indem er etwa gesagt: „K. ist ein junger Mann, der mit den Leuten nicht umzugehen weiß; also brauchst du dich nicht so sehr zu grämen.“ Ich füge, um Herrn P. gegenüber alle Gerechtigkeit zu erfüllen, hinzu, daß er die Wahrheit dieser Worte bestritt. Aber ich constatire, daß trotz dessen Immanuel nicht zur Rechenschaft dafür gezogen worden ist, und daß er noch im Februar 1892 Kempf in Vittalpuram bei Mohns Hochzeit kniefällig um Verzeihung gebeten hat für alles Böse, was er in seinen Petitionen an den Kirchenrath gegen Kempf über ihn gesagt hat. Uebrigens hatte P. diese Petitionen direct angenommen, was der Ordnung widersprach. Uebrigens scheint er auch hier zu vergessen, daß er selbst öfters erzählt hat, daß er als Tanjorer Missionar eben solche Eingriffe in sein Amt von Seiten des Senior Schwarz nicht geduldet habe, wie Kempf u. a. sie von ihm hat erdulden müssen. Und waren wirklich so viel Klagen gegen Kempfs Behandlung seiner Gemeindeglieder vorhanden, warum ging Sen. P. nicht den richtigen Weg zur Beilegung der Klagen, etwa durch Abhaltung einer ordentlichen Visitation in Poreyar, die in seiner Macht stand und nach damaliger Ordnung wenigstens einmal in zwei Jahren hätte stattfinden sollen, aber in der dreijährigen Amtszeit Kempfs in Poreyar ebenso wenig als anderswo stattgefunden hat?

ad 4. Beharre ich bei meiner Aussage und rufe diejenigen, welche die Sache mit erlebt haben, zu Zeugen an. Ich bin auch von Miss. Kellerbauer autorisirt

Missionar Näther weiß, daß dies falsch ist, denn er selbst hat die reine Lehre gegen Herrn Pastor Stosch betont und darf sich über Unbeliebtheit „beim Regiment“ in jener Zeit nicht beklagen. Es wurde übrigens in dieser Angelegenheit am 21. Februar 1891 ein Colloquium vor dem Kirchenrath abgehalten, und am Schluß desselben erklärte Herr K. ausdrücklich, daß er Herrn St. als Lutheraner, wenn auch als romanisirenden Lutheraner anerkenne. Die drei theilhaftigen Herren, Stosch, Kempf und Näther, reichten einander dann die Hand, und die Differenz schien damit friedlich beigelegt zu sein.

5. ad 2. „Sodann sein Dringen auf lutherische Praxis in Bezug auf Taufbewerber“ 2c. Von diesem Dringen im Gegensatz zum „Regiment“ ist mir nichts bekannt geworden. Weber hat Herr K. je auf der Synode über eine wünschenswerthe Aenderung unserer Taufpraxis Vorschläge gemacht, noch sonst sich irgendwie in dieser Sache an den Missionskirchenrath gewandt, oder durch sein Beispiel gezeigt, was er im Gegensatz zu uns unter „lutherischer Praxis in Bezug auf Taufbewerber“ verstehe.

mitzutheilen, daß er, der die Sache nicht mit erlebt hat, denselben Eindruck beim bloßen Studium der „Actenstücke“ des Herrn v. Schwarz (Theil I) gewonnen hat. Trotzdem gerade auch da viele integrirende Acten fehlen, wird jeder Unparteiische wahrscheinlich denselben Eindruck gewinnen. — Herr P. weiß, daß wir beim Schluß des Colloquiums uns nur pro tempore zufriedengaben und sozusagen einen Waffenstillstand eingingen unter der Bedingung, daß Stosch seine Irrlehren für sich behalten würde, was dieser trotz seines Versprechens nicht völlig gehalten hat. Das Colloquium kam aber erst 1½ Jahr, nachdem der Kirchenrath die Sache vor sein Forum gefordert und alles Mögliche ihr in den Weg gelegt hatte, zu Stande.

ad 5. Verharre ich auch bei meiner Aussage und appellire an Herrn Senior Pamperriens Gewissen, das ihm dasselbe sagen wird, auch wenn keine Acten vorhanden wären, auf die ich meine Aussage begründen könnte. Jedoch erinnere ich an „Actenstücke“ S. 20 betreffs der „Schwächen und Mängel“ der Christen, welche K. — übrigens nicht nur dem späteren Kirchenrath Gehring und Andern, sondern auch Herrn Senior P. gegenüber — darauf zurückführte, daß sie aus irdischen Gründen vielfach gekommen waren, ohne daß ein genügender Unterricht aus Gottes Wort ihnen zu Theil wurde und ihre Beweggründe corrigirte. Zu weiterer Aufklärung verweise ich auf S. 50, wo ein anderes Kirchenrathsglied, Weisenherz, documentirt, daß er wußte, daß K. über den ungenügenden Katechumenenunterricht des Miss. Kabis in Majaveram geklagt hat, und zwar nicht zuerst vor Andern, sondern vor dem betreffenden Missionar selbst. Herr Senior P. weiß auch, daß K. nicht allein dieser Ueberzeugung war, sondern daß bei der Synode im Februar 1888 Miss. Winkel insbesondere für allgemeine Rückkehr zu gesund lutherischer Taufpraxis plädirt. Er weiß, daß Miss. Kabis auf der Synode 1889 einen Vortrag über das Katechumenat hielt, der mancherlei Opposition verursachte; beschönigte er doch u. a. einen kurzen Unterricht — wie er natürlich bei ihm selbst Sitte war — mit den Worten: „Aber wozu ist denn die Taufe da, wenn sie nicht das Fehlende in den Leuten wirkt?“ und begründete er doch seine Forderung eines kurzen Unterrichts mit dem Anfangsstadium, in welchem sich das Christenthum hierzulande befindet, und das dazu veranlasse, auf möglichst schnelle Ausbreitung in dieser Weise es abzu sehen und sie so zu ermöglichen. Dagegen richtete sich ein von mir ausgearbeitetes Referat, das aber 1890 wegen anderer Gegenstände nicht zur Verlesung und Besprechung kam, sondern erst 1891. Ich persönlich bekenne — und mancher mit mir — viel Anregungen wie zur Klarheit in der Lehre, so zu gesund lutherischer Praxis von Miss. Kempf empfangen zu haben, und danke ihm dafür von Herzen.

6. ad 2. „und in Hinsicht auf Kirchenzucht“ 2c. Ich weiß von einem Kirchenzuchtsverfahren des Herrn K. während seiner Wirksamkeit in Boreyar, und in diesem ist der Kirchenrath auf seine Seite getreten. Ein Gemeindeglied, Mirradam, hatte

Die Leipziger Mission in toto sollte ihm dafür dankbar sein, daß er einer derer gewesen ist, deren privatem und öffentlichem Zeugniß sie z. B. das Gute an der neuen Katechumenatsordnung von 1894 größtentheils zu verdanken hat. Anstatt aber Miss. Kempf dafür dankbar zu sein, suchte man sein Zeugniß zu vernichten und ihn, wie Miss. Gehring es sogar ausgesprochen hat, moralisch todtzumachen, indem man (vgl. „Actenstücke“ S. 49) — frühestens ein halbes Jahr nach Kempfs Weggang von Boreyar — Leute, die bejahrt und zum Theil schwerhörig waren und nie in einer Schule gewesen hatten, mangelhafter Kenntnisse zu überführen suchte und dies Miss. Kempf zur Last legte, aber erst drei Jahre nach seinem Weggang von Boreyar und ein Jahr nach seinem Ausscheiden aus dem activen Missionsdienst.

ad 6. Herr Senior B. berichtigt hier wieder nichts. Ich rede von Kempfs Dringen auf lutherische Praxis auch in Hinsicht auf Kirchenzucht. Und daß ihn das unbeliebt gemacht hat, geht aus dem ad 5 Bemerkten schon zur Genüge hervor. Denn die Disciplin in Hinsicht auf Aufnahme und Unterricht von Taufcandidaten ist typisch für die spätere Kirchenzucht. Und solches Dringen auf echt lutherische Kirchenzucht war schon deshalb nothwendig, weil das ad 3 bemerkte Verhalten des Seniors, sein directes Eingreifen in die Gemeinden 2c., gewiß nicht lutherischer Art, sondern nur nach papistischen Grundsätzen berechtigt war. Es war einmal die laxe Kirchenzucht und dann ein Zuchtverfahren ohne Beachtung der nöthigen Stufen, wogegen Kempf und andere, auch ich, öfters zeugten — auf Synoden und sonst. Daß relativ auch von uns so wenig Kirchenzuchtsfälle vor das Forum des Kirchenraths officiell gebracht wurden, hatte darin seinen Grund, daß die Gemeinden allermeist noch unfähig oder unwillig waren, ihre Pflicht und ihr Recht nach Matth. 18. auszuüben, so daß keine oder nur wenige Gemeindebeschlüsse in Fragen der Kirchenzucht dem Kirchenrath zur Bestätigung vorgelegt werden konnten. Ich erzähle zur Begründung dieser Klagen nur zwei oder drei Beispiele, stehe noch mit mehreren zu Diensten, werde mich aber auf meine eigene Erfahrung dabei beschränken. In Anekadu ist eine Kallergemeinde, die Anfangs einen guten Namen hatte, diesen guten Namen auch behielt, während der Landprediger K. Devasahayam, auch ein Kaller, jahrelang die Gemeinde pflegte. Als Miss. Göttching dorthin kam, entdeckte er aber allmählich sittliche Zustände in der Gemeinde, die er vergeblich zu beseitigen suchte. Als ich Tanjore Anfang 1893 übernahm, erhielt ich auch die Aufsicht über Anekadu und den dahin gesetzten Landpr. Njanabishcham. Die Tochter eines Ältesten war ihrem Mann mit einem Heiden durchgebrannt. Die Klage des Mannes gegen den Heiden wurde vor Gericht abgewiesen, weil die Frau das vor Miss. Göttching gemachte Geständniß vor Gericht nicht wiederholte. So konnte der Mann auf Scheidung nicht dringen und hatte, wie der Landprediger versicherte, Umgang mit einem andern Weibe. Das sind so einige Hauptsachen des einen Falls, der die ganze Gemeinde in zwei Heerlager zerpalten hatte. Dann war da ein altes Ehepaar, welches zwei Töchter hatte. Die älteste lebte seit ca. sieben Jahren mit einem lutherischen Manne, dem die Frau davon gelaufen war. Jene hatte ihm allmählich fünf Kinder geboren. Der Mann war gerichtlich von seiner eigentlichen Frau nicht geschieden und also mit jenem Weibe auch nicht getraut. Die zweite Tochter war mit einem Römer verheirathet. Während er mit einem andern Weibe lebte, lebte sie mit einem andern Manne und hatte ihm schon zwei Kinder geboren. Dann wieder war ein Mann, der seiner Schwester Tochter geheirathet hatte aus Zwang des Familienvermögens wegen. Sie war zu dem Zwecke aus

die Gemeindeältesten bei Herrn K. verklagt und war dann auf dem zur Verhandlung angesetzten Termin ohne Entschuldigung nicht erschienen. Er wurde deshalb von seinem Pastor wegen unbegründeter Anklage gegen die Ältesten und wegen Verachtung des geistlichen Amtes vom heiligen Abendmahl suspendirt. Asiradams Klage gegen seinen Pastor wurde vom Kirchenrath abgewiesen.

einer Anglikanerin lutherisch geworden. Die beiden lebten getrennt von einander. Sie wollte nicht zurück zu ihrem Mann. Er wollte sie gern loswerden, um jemand anders zu heirathen. Nanabischemam wußte nicht, wem in der Gemeinde er das heilige Abendmahl mit gutem Gewissen geben könnte. Die Klagen waren direct bis Tranquebar gedrungen. So erhielt ich eines Tages einen Brief des Seniors, er als früherer Seelsorger möchte gern die Verhältnisse in Anekadu selbst ansehen; ich solle es ihm schreiben, ob und wann es mir passe, mit ihm dahin zu gehen. Nun, wo von berufener Seite keine Bitte an ihn ergangen war, erschien mir diese Aufforderung seltsam. Aber da er nicht nach der Art anderer Fälle direct eingriff, sondern erst anfragt und seine frühere Seelsorgerstellung geltend machte, nahm ich das Anerbieten dankbar an. Mitte September 1893 reisten wir dahin. In Bezug auf das erste Paar erklärte er wiederholt, er wüßte wirklich nicht, was da zu thun sei. In Hinsicht auf die erste der zwei Schwestern erklärte er, er glaube, der Mann sei vor Gott geschieden, auch wenn er Armuth halber keine gerichtliche Scheidung von seiner wegelaufenen Frau erlangt habe, und sein Zusammenleben mit diesem Weibe sei vor Gott gewiß eine Ehe, wenn auch nicht vor Menschen. Aber, ut aliquid fiat, sollte ich die Excommunication der zweiten Schwester beim Kirchenrath beantragen; derselbe würde sie dann ausschließen. Auf diese Forderung antwortete ich nichts, da sie mir zu überraschend kam. Nun war in Tanjore ein Mann Schreiber im Collector's Office. Dessen Frau und Tochter gehörten zur englischen Kirche. Weil er letztere einem zu einer andern Kirchengemeinschaft in Coimbatore gehörenden reichen Advocaten, der von seiner Frau kein Kind bekommen hatte, sozusagen verkauft hatte, waren in Coimbatore mehrere Zuchtfälle in den theilgenommenen Gemeinden vorgefallen, von denen Senior P. mir beiläufig erzählte. Als ich sagte, der Vater des Mädchen soll ein Tanjorer lutherischer Christ sein, der Schreiber beim Collector und seit ca. sechs Jahren nicht zum Gottesdienst gekommen sei, den ich auch noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, meinte er, den müssen wir ausschließen. Als nun Senior P. wieder abgereist war, unterhandelte ich mit dem Mann, nachdem ich seiner endlich einmal habhaft geworden war; er leugnete alles ab, und in der Gemeinde war niemand, der etwas beweisen konnte und wollte; in Bezug auf den Kirchenbesuch versprach er sich zu bessern. So mußte ich warten, bis ich Beweise in Händen hatte. Da erhielt ich einen Brief des Seniors, ob ich nicht den Mann in Zucht nehmen wollte; wenn die Gemeinde nicht willig wäre, sollte ich die Excommunication beantragen; der Kirchenrath würde sie dann decretiren. Da schrieb ich denn eine Antwort, die zugleich seine gleichartige Forderung in Anekadu betraf. Ich schrieb, daß ich allein kein Recht habe, eine Excommunication beim Kirchenrath zu beantragen, sondern mit mir die Gemeinde nach Matth. 18. Daß der Kirchenrath den an sich schon gültigen Gemeindebeschluß nochmals besehe, sei nach dem Stande der Gemeinden ganz angemessen, damit keine Ungerechtigkeit geschehe. Aber nun in dem Fall des Tanjorers fehle alles Beweismaterial. Da Herr Senior so gewiß von der Schuld des Mannes überzeugt sei, lade ich ihn ein, die betreffenden Acten für die Gemeindeversammlung einzusenden oder selbst als Zeuge zu erscheinen (— ich erhielt darauf keine Antwort). In Bezug auf den Fall in Anekadu schrieb ich gleicherweise, ich allein habe kein Recht, die Excommunication zu beantragen. Das hat nur die Gemeinde. Ist eine Gemeinde

7. ad 2. „sowie endlich seine Abwehr gegen directe Eingriffe in seine Amtsarbeit durch den Senior Pamperrien“. Auch für diese Auflage bitte ich um Beweise. Das angeführte Beispiel ist in wesentlichen Punkten falsch berichtet. Ich hatte in der Aufgebotsangelegenheit kein „Aufgebot ohne Kempfs Vorwissen, während dieser auf einer Filiale amtierte, in dessen Pfarrkirche erlassen“, sondern war auf Reisen, als Herr K. das Paar in der Poreyarkirche selbst proclamirte. Ein Versehen des Kirchenraths hatte sich freilich eingeschlichen, insofern das Heiraths-gesuch des Lehrers, welches ordnungsmäßig von seinem Pastor unterzeichnet sein mußte, ohne Herrn Kempfs Unterschrift in der Sitzung vom 22. August 1888 ange-

so verrottet, daß sie nicht Kirchenzucht üben wolle oder könne, so bleibe unser einem nur dies übrig: entweder das Amt an einer solchen Gemeinde niederzulegen; oder um der Kinder und der sonstigen verborgenen Gläubigen willen zu bleiben, im Uebrigen aber bei dem Suspensionsrecht den offenbaren Sündern gegenüber zu verharren, bis sie sich bekehren oder die Gemeinde so weit gefördert wird, daß sie dieselben auszuschließen im Stande und gewillt ist. Ich berichtete, daß der Landprediger in meinem Auftrage mit den Ältesten verhandelt habe, ob das Frauenzimmer von Gemeinde wegen in Zucht genommen werden könnte, daß die Ältesten vorerst noch zu warten gebeten hätten, daß aber am nächsten Morgen ein Austrittsschreiben der Eltern des Weibes zc. eingelaufen sei, weil jene Berathung mit den Ältesten überhaupt stattgefunden hatte. — So viel in Hinsicht auf die sittlichen Zustände der Gemeinden und die papistische Zucht des Kirchenraths. Uebrigens in Betreff des von ihm angeführten Falles berichtige ich, daß Mirvadam die Gemeindeältesten nicht bei K. verklagte, sondern sie bei einer großen, öffentlichen Familienfeier mit den Worten beschimpfte: „Wir haben jetzt eine kindische Gemeindeleitung“, und daß die Gemeindeältesten den Mann bei K. verklagten. — Noch eins zum Schluß: Miss. Kempf betonte wie vordem Miss. Mayr besonders, daß das leichtfertige Schuldenmachen der eingebornen Christen und Missionsdiener von der Mission nicht gefördert, sondern gehindert werden müsse. Er hat dem privatim und auf Synoden laut Ausdruck gegeben. Doch gelang es ihm nicht, die Missionsmoral in dieser Sache zu heben.

ad 7. Sollte der Hinweis auf das ad 3 Gesagte nicht zum Beweis genügen? Ob das betreffende erste Aufgebot ohne Kempfs Vorwissen von Sen. P. selbst zuerst verkündigt worden ist oder nicht, läßt sich actenmäßig von uns jetzt nicht mehr feststellen. Möglicherweise hat's der Katechet verkündigt. Es kommt aber auch nicht so viel darauf an, da das Ausschlaggebende für Kempfs Weigerung, die Sache zu untersuchen, in der vom Kirchenrath erteilten Erlaubniß zu einer zweiten Verlobung ohne Aufhebung der ersten liegt. Und Sen. P. behauptet wohlweislich nicht, daß das Heirathsgesuch des Lehrers durch Kempf, wie's Ordnung war, an den Kirchenrath gelangt ist. Er spricht nur von Annahme desselben, verschweigt aber, von wem es der Kirchenrath angenommen. Sen. P. verschweigt, daß Samuel direct mit ihm betreffs der Sache unterhandelt hat. Es ist also kein Wunder, daß Kempf keine Unterschrift gegeben hat, da er um dieselbe gar nicht gegangen worden ist. Kempf hatte mit dem fait accompli der Verlobung zu thun, als er das Aufgebot seinerseits zu verkündigen hatte. Daß K. dann ablehnte, eine Sache zu untersuchen, an deren Anfang und Verwicklung er keine Schuld trug, ist zu verstehen. Aber er hat auf seiner Weigerung nicht bestanden, sondern in Folge des von Schäffer im Namen des Kirchenraths geschriebenen Briefes nicht nur, sondern auch in Folge seines brüderlichen Rathes die Sache untersucht, und der Lehrer Samuel ist durch Gemeindebeschluß für das seinem ersten „Schwiegervater“ ange-

nommen und als genehmigt protocollirt wurde, ohne daß jemand von uns (außer mir waren damals der selige Miss. Schäffer und Miss. Kabis im Kirchenrath) das Fehlen der Unterschrift bemerkt hätte. Herr K. ließ sich nun, ohne daß ihm die Genehmigung des Kirchenraths mitgetheilt wäre, von dem Lehrer bewegen, das Aufgebot zu vollziehen, — und niemand hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht, — lehnte aber dann, als Einsprache erhoben ward, die Untersuchung der Sache ab, die ihm als Pastor oblag, und von welcher er nicht entbunden werden konnte. Die Einsprache erwies sich als unbegründet, und die Hochzeit fand statt. Woher weiß Herr Miss. Räther, daß dies Vorkommniß „einer der ersten Anlässe dafür war, daß Senior Pamperrien sich mit ihm (Kempf) nicht vertragen konnte“? Auf meiner Seite war dies entschieden nicht der Fall.

8. Ebenso falsch ist die Versöhnungsscene am Gründonnerstag 1890 berichtet. Worüber Herr K. an jenem Tage gepredigt hat, habe ich vergessen. Jedenfalls aber war der Eindruck dieser Predigt nicht der Grund, warum ich in der Sakristei Abbitte leistete, sondern der Umstand, — den Herr Miss. Räther verschweigt, wohl weil er es nicht besser weiß, — daß, als wir beide, Herr Kempf und ich, mit der Ge-

thane Unrecht mit einer Geldstrafe belegt worden! In Folge dessen gab ihn derselbe nunmehr frei, und so fand die Hochzeit mit dem zweiten Mädchen statt. Mit dieser Darstellung vergleiche man nun Pamperriens Behauptung: „Die Einsprache erwies sich als unbegründet.“! Daß aber diese Angelegenheit einer der ersten Anlässe für Sen. Pamperriens Irritation gegen K. war — ich sage nicht: der erste, sondern einer der ersten —, das weiß ich, weil ich in nächster Nähe der beiden wohnte, mit beiden verkehrte, das Verhalten beider zu beobachten also reichlich Gelegenheit hatte. Es wird aber auch andern nicht unbekannt geblieben sein. — Wenn nun dies Beispiel Herrn Sen. P. für den Erweis meiner Aussage nicht genügen sollte, so will ich zum Ueberfluß ihn daran erinnern, daß eines Tages Miss. Kempf, als er in seine Mädchenschule kam, daselbst einen neuen Lehrer tapfer an der Arbeit fand; übrigens war's der eben erwähnte Samuel. Als dann K. ihn fragte, was er hier thue, so antwortete der Mann, er sei hier Lehrer. Wer ihn denn hierher gemiesen habe? Herr Sen. P. habe ihn hierher gesandt. Die übrigen Lehrer waren nicht wenig erstaunt, daß Miss. K. keine, auch nicht die leiseste Benachrichtigung von der Ernennung des Lehrers für diese Schule bis dahin erhalten hatte. Ich habe öfters auch andere Missionare über eben solche directe Eingriffe in die Stationsarbeit klagen hören müssen. Als mich Sen. P. in meiner Madrasser Amtszeit eines schönen Tages anwies, ein Stück Land bei Balarpuram zu kaufen, das kaufen zu lassen der dortige Katechet Christian ihn gebeten habe, so reagierte ich sofort gegen einen solchen Eingriff in mein Amt. Kempf war öfter zu geduldig gegen Eingriffe seines Vorgängers, der sich noch als Pastor dachte, seinen Nachfolger aber als seinen Diaconus zu behandeln suchte, wie er ihm denn einmal zu unserm Erstaunen schrieb, der Kirchenrath habe ihn, Kempf, zu seiner, Miss. Pamperriens, Hülfe nach Poreyar gesekt. Das würde einfach der sonstigen Organisation der Mission widersprochen haben, wenn es überhaupt der Fall gewesen wäre.

ad 8. Hier ist zu bemerken, daß, ehe Kempf auch nur den Mund aufgethan hatte, Herr Sen. P. nach Beendigung des Gottesdienstes aus freien Stücken in die Sakristei kam, um um Verzeihung zu bitten. Daß Kempf ihm am Altar die Hand gegeben, brauchte ihn zu diesem Thun nicht zu veranlassen, wenn sein Gewissen ihn nicht wirklich eigenen Unrechts überführt hätte. Wo bloß die Hand gegeben wurde, genügte es da vielleicht nicht, dieselbe nur nicht zurückstoßen, sondern einfach und freundlich anzunehmen — wenn Sen. P. von seiner eigenen Unschuld so überzeugt

meinde an den Altar traten, ersterer mir die Hand zur Versöhnung hinreckte, die ich gern annahm. Ich ging dann nach dem Gottesdienst in die Sakristei, um nun auch meinerseits Abbitte zu thun für etwaiges Unrecht, das ich im brüderlichen Verkehr verübt; ich würde mich nach Col. 3, 12. 13. schämen, wenn ich anders gehandelt hätte. „Mich für den Schuldigen zu bekennen“, hatte ich keine Veranlassung. Rücksichtslosigkeit des Herrn K., sein geheimes Wählen unter den Brüdern, sein überspanntes Selbstgefühl, das sich trotz aller Jugend und Unerfahrenheit nicht unterordnen und zurechtweisen lassen mochte, waren unter Anderm die Dinge, durch welche unser gegenseitiges Verhältniß immer unerquicklicher ward.

9. ad 4. Was endlich die Einforderung eines acknowledgment des Empfängers von Seiten des Absenders anbetrifft, so ist dieselbe hier zu Lande eine alte, oft benutzte und nicht nur für unehrliche Leute bestimmte postalische Einrichtung, die man auch in America kennen wird. Es handelte sich bei dem Anerbieten des Missionscollegiums um eine bestimmte Frist, innerhalb welcher Herr K. sich entscheiden sollte. Herr K. wohnte 12 englische Meilen von dem Posthause auf einer einsamen Plantage und erhält seine Briefe, wie Herr Director von Schwarz aus Erfahrung wußte, oft erst einige Tage nach ihrer Ankunft in Verland. Jedenfalls hatte ich der Anordnung des Collegiums Folge zu leisten und das acknowledgment zu fordern, und nach zweimaliger Ablehnung des Schreibens die Pflicht, die Pension des Herrn K. zu sistiren und das Weitere der Entscheidung des Missionscollegiums in Leipzig anheimzustellen.

Ergebenst

K. Pamperrien.

war? — Es war nicht K., der die Nachricht über die Versöhnung verbreitete; sondern ich hörte sie mit Freuden durch Miss. Kabis, dem sie Miss. Ruger mitgetheilt. Ruger hatte an dem Gründonnerstag bei der Austheilung des Abendmahls gehalten. Ihm war die plötzliche Veränderung der Situation und Kempfs freudige Stimmung so aufgefallen, daß er K. um den Grund frug. Und da hätte Kempf stumm sein sollen? Herr Sen. P. sollte sich selbst richten, anstatt einen andern zu richten. Warum ordnete K. sich so oft uns andern unter, ließ sich von uns zurechtweisen? Warum war sein Verhältniß zu allen sonstigen älteren Brüdern, auch Miss. Schäffer, nur nicht das zu Sen. P. und seinen gleichgesinnten Collegien im Kirchenrath, ein friedliches, freundliches, brüderliches? Der Schlüssel liegt in der „Actenstücke“ S. 15 documentirten Anschauung des Sen. P. von seiner und seiner Collegien Stellung als einer dem Miss. K. von Gott gesetzten Behörde. Miss. K.'s öfters vertretene Anschauung forderte eine „brüderliche“ Behörde.

ad 9. Hier wird wieder nichts Thatsächliches berichtigt. Trotz meiner ausgedehnten Correspondenz als Kassirer und dann vornehmlich als Missionar von Madras, wo es sich unter anderm um bedeutende Geldsummen handelte, ist meiner Erinnerung nach nicht ein einziges Mal der Fall vorgekommen, daß ein Anderer von mir ein acknowledgment verlangt hätte. Ich habe es nie von jemand anders verlangt. Sodann hatte K. nach dem ersten Mal schriftlich seine Bereitwilligkeit erklärt, sofort nach Empfang des Briefes als eines bloß registrirten den Empfang desselben zu quittiren. Das ist ihm aber eben verweigert worden. Warum denn? Man verlangt ein specielles acknowledgment nur da, wo man glaubt oder überzeugt ist, daß man andernfalls ohne Antwort gelassen oder der Empfang des Briefes abgeleugnet werden würde. Nicht nur K. hat die Sache so aufgefaßt. Das bestimmende Citat an der angefochtenen Stelle ist aus dem Briefe eines Missionars, der die Leipziger Mission zu verlassen durchaus nicht gesonnen ist.

Krishnagiri, Salem District, 30. April 1895.

Th. Räther.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Kirchliche Praxis der Canada-Synode. In einem längeren Artikel über Matth. 18, 15—18. im „Kirchenblatt“ der Canada-Synode findet sich unter andern falschen Auslassungen S. 108 auch die folgende: „Einem unwürdigen Gliede der Kirche aber das kirchliche Begräbniß zu versagen, halte ich für ein Zuchtverfahren, welches den Namen eines solchen kaum noch verdient. Dem Verstorbenen selbst vermag weder das kirchliche noch das unfirchliche Begräbniß zu nützen oder zu schaden, jedenfalls steht nach der Lehre unserer Kirche fest, daß ein Todter nicht mehr gebessert werden kann, also hat die Versagung eines kirchlichen Begräbnisses als Zuchtmittel für einen Verstorbenen keine Bedeutung. Für die Versagung eines kirchlichen Begräbnisses könnte nur als Grund angeführt werden, daß es mit der Ehre der Kirche unvereinbar sei, wenn sie zum Dienst eines Menschen herangezogen werde bei seinem Tode, der während seines Lebens und durch dasselbe die Kirche verachtete und ihre Dienste und Segnungen geßfientlich von sich wies. Ich meine aber, die Ehre des kirchlichen Begräbnisses kommt weniger dem Verstorbenen als seiner Familie zu gute. Gerade am Grabe eines unwürdigen Gemeindegliedes findet sich oft die beste Gelegenheit, Worte ernster Mahnung und Bitte an die Leidtragenden und Theilnehmer überhaupt zu richten. Die Verweigerung der kirchlichen Ehren beim Begräbniß schließt nach meinem Dafürhalten auch ein Urtheil über den Verstorbenen hinsichtlich seines nunmehr abgeschlossenen Erdenwandels und auch wohl hinsichtlich seiner Seligkeit ein, vor welchem Urtheil wir uns doch sehr hüten müssen, da das Richten nicht unsers Amtes ist. Als Regel sollte gelten, daß bei Gliedern der Gemeinde, selbst bei solchen, die, unter Kirchenzucht stehend, sterben, das kirchliche Begräbniß nicht zu versagen ist.“ — Das wirft einen traurigen Blick auf die kirchliche Praxis der Canada-Synode. Wo bleibt Matth. 18., wenn ein Glied in der Gemeinde geduldet wird, das „während seines Lebens und durch dasselbe die Kirche verachtete und ihre Dienste und Segnungen geßfientlich von sich wies“? Und wo bleibt das achte Gebot und die ausdrücklichen Befehle des Herrn 2 Cor. 6, 14—18. Röm. 16, 17. 2c., wenn der Prediger, der Wahrheit zum Troß, sich durch kirchliches Begräbniß zu einem Todten bekennt, der in seinem Leben die Kirche verachtet und ihre Dienste geßfientlich von sich gewiesen hat, statt solch ein Begräbniß als grobe Heuchelei wie jede andere Sünde gegen die zehn Gebote mit Entrüstung von sich zu weisen? Und was unsere guten Absichten betrifft, so können sie an dem, was Gott geboten oder verboten hat, nichts ändern. F. B.

II. Rußland.

Missionar Kellerbauers Austritt aus der Leipziger Mission. Folgendes Schreiben, welches der im Jahr 1893 nach Ostindien entsandte Missionar Kellerbauer an das Missionscollegium in Leipzig gerichtet hat, orientirt am besten über dieses jüngste Ereigniß aus der Leipziger Mission, welches jetzt in allen deutschen Kirchenblättern besprochen und zumeist abfällig kritisiert wird: „Hochwürdige und geehrte Herren! Nachdem die auch in den ‚Actenstücken‘, S. 96, Anm. 2, wiederkehrende Behauptung, ‚Missionar Räther habe ein über das Bekenntniß hinausgehendes Lehrgesetz gefordert‘, unter Hinweis auf das von den Missionaren am 6. November 1893 abgelegte Bekenntniß, mir schon mehrmals in kirchlichen Blättern begegnet ist, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen folgende Gegenerklärung zu überreichen: Herr Director

v. Schwarz war am 6. November 1893 bei der Ablegung des erwähnten Bekenntnisses nicht zugegen. Wenn ein Protokoll über die dabei gepflogenen kurzen Verhandlungen vorhanden wäre, so würde dasselbe ausweisen, daß allerdings zunächst als Abwehr Mäther gegenüber eine ‚Erklärung, daß wir auf der Verbalinspiration stehen‘, beabsichtigt war, durch den Widerspruch mehrerer Brüder aber ein ‚Bekenntniß‘, wie Mäther selbst es gewünscht hatte, zu Stande kam. Allgemein erwarteten wir, daß Herr Director v. Schwarz bei nächster Gelegenheit seinerseits zu diesem Bekenntniß, welches schrift- und bekenntnißgemäß sein will, Stellung nehmen würde. Das that denn Herr Missionsdirector auch in seinem Circular vom 8. Januar 1894, nur nicht so, wie man erwartet hatte. Ganz abgesehen davon, daß es sich in dem Streit nicht um das Wie der Inspiration, sondern um die Thatsache der Inspiration selbst handelte, muß ich es als einen folgenschweren Irrthum bezeichnen, die Gewißheit unsers Glaubens primär ‚auf den großen Thaten Gottes in Christo Jesu selbst‘ ruhen zu lassen. Denn so wahr es ist, daß unsere Erlösung objectiv auf diesen Thaten ruht, so verkehrt ist es, in Bezug auf die Gewißheit unsers Glaubens die Thaten Gottes dem Zeugniß der heiligen Schrift voran zu stellen, als ob wir ohne das Wort Gottes, welches für uns immer und nur Schriftzeugniß ist, irgend etwas von den Thaten Gottes für uns wissen könnten! Auf jeden Fall wird Herr Director v. Schwarz nicht leugnen können, daß diese Stellung zur heiligen Schrift sich nicht mit dem Bekenntniß vom 6. November 1893 deckt. Einen ebenso undeutlichen Ton gab die Erklärung des Herrn P. Hoffstätter in Nr. 20 der ‚Neuen Luth. Rztg.‘ 1894, verglichen mit einem dazu brieflich gegebenen Commentar; ich gehe jedoch darauf nicht ein, da der betreffende Brief, obwohl an mehrere Brüder gerichtet und für alle wichtig, nicht mein Eigenthum ist; jedenfalls ist das Eine gewiß, daß auch diese Erklärung kein Bekenntniß zur Verbalinspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift enthält. Dieses Bekenntniß aber ist darum allein bekenntnißgemäß, weil nur bei dieser Betrachtung die heilige Schrift den ihr gebührenden Platz als *unica et certissima regula ac norma* einnimmt, während alle diejenigen, welche gegen die Verbalinspiration streiten, bewußt oder unbewußt den menschlichen Verstand oder das Gefühl, mag man es nun christliches Bewußtsein oder Erfahrung nennen, zum obersten Richter in Glaubenssachen machen. Der Mißbrauch des Bekenntnisses vom 6. November 1893 aber, gegen welchen, wenn auch in nicht ganz glücklichem Tone, schon auf der Synode 1894 protestirt worden ist, war nur dadurch möglich, daß dieses, ohne Vorbereitung formulierte, Bekenntniß die Verwerfung der Gegenlehre nicht ausspricht. Das war allerdings bei denen, welche es formulierten, nicht Absicht; andern aber war es gewiß willkommen, daß dem Bekenntniß dadurch die Spitze von vornherein abgebrochen war. Ich habe mich, nachdem mir dies klar geworden ist, allerdings nicht für berufen gehalten, etwa bei Gelegenheit der Synode 1895 die Brüder auf diesen Mangel hinzuweisen und eine Ergänzung unsers Bekenntnisses herbeizuführen, denn ich mußte dies für aussichtslos halten; ich erachte es aber für meine Pflicht, einem hochw. Missionscollegium hiermit zu erklären, daß ich in Gemäßheit des Bekenntnisses zur Verbalinspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift alles, was nicht mit diesem klaren, schriftgemäßen Bekenntniß stimmt, und damit auch das Circular des Herrn Missionsdirectors und die Erklärung des Herrn P. Hoffstätter, als gefährlichen Irrthum verwerfe. Auch die jüngste Erklärung des Missionar Göttsching hat mich nicht zu der Ueberzeugung bringen können, daß es genüge, sich zu Schrift und Bekenntniß zu bekennen, wenn man gleichzeitig diejenigen, welche dem Bekenntniß gemäß in der heiligen Schrift allein Wahrheit und in ihr die volle Wahrheit zu besitzen bekennen, als unbrauchbar zum Dienst in einer lutherischen Mission bezeichnet.

Nach den Ereignissen der letzten zwei Jahre ist der Unterzeichnete nicht mehr naiv genug, sich darüber zu täuschen, daß eine derartige Erklärung, wie die von ihm abgegebene, nicht nothwendig zu seinem Ausscheiden aus der Leipziger Mission führen mußte. Das ist sehr traurig, aber nur zu wahr. Trotzdem würde ich diese Erklärung nicht als mein Austrittsgesuch bezeichnet haben, da Männern gegenüber, welche in vieler Beziehung meine volle Hochachtung besitzen und mir weit überlegen sind, die Befürchtung, subjectiv einseitig zu urtheilen, mir allerdings nahe liegen konnte, wenn nicht ein weiterer Umstand mir ganz klar zeigte, daß meines Bleibens in der Leipziger Mission nicht länger sein kann. Die letzte Synode hat in fünf Grundsätzen Stellung genommen zu der neuen Mission der lutherischen Missouri-synode in Indien, nachdem schon Circular 155 vorläufig drei Verhaltensmaßregeln aufgestellt hatte. Ich theilte die Opposition der Brüder Meyner und von Matthey gegen dieses Circular, wie ich auch seiner Zeit Herrn Senior Pamperrien habe wissen lassen, und freute mich, daß diese Opposition wenigstens eine Milderung der Maßregel, den Verkehr betreffend, zur Folge hatte. Immerhin mußte ich noch in Satz 3 das Wort verlangen beanstanden, da ich mich nur dazu verstehen könnte, meinerseits Garantien gegen Uebergriffe in mein Amt zu geben, was ja ganz selbstverständlich ist. Mein Hauptwiderspruch aber richtet sich gegen Punkt 4, den ich nur deshalb auf der Synode nicht zur Sprache gebracht habe, da ich doch kein Stimmrecht hatte und meine Worte nur als eine unwillkommene Störung des Friedens erschienen wären. Wie das Protokoll ausweist, habe ich bei Besprechung dieses Punktes die Frage gestellt, welche Gründe man einem Gemeindeglied sagen solle, weshalb es nicht zu Missouri übertreten dürfe. Die Antwort des Herrn Senior: „Nach den Gründen fragen und diese widerlegen“ hat mir deutlich gezeigt, daß ich in diesem Stücke nicht Leipziger Missionar sein kann. Denn wenn mir einer als Grund sagen wollte: daß durch die ungerechte Entlassung zweier Missionare gegebene Vergerniß, oder: die Verfolgung der Verfechter der reinen Lehre, so würde ich entweder beschämt schweigen und dadurch andere Gemeindeglieder verwirren, oder ich würde gegen meine innerste Ueberzeugung reden müssen. Daß dies ein unmöglicher Standpunkt ist, bedarf keines Beweises. Es ist im Laufe der Verhandlungen von maßgebender Stelle ausgesprochen worden, daß wir durch unsere Stellungnahme zu den beiden missourischen Missionaren nicht den Anschein erwecken dürfen, als ob sie ungerechterweise von uns entlassen worden seien; an der Illustration dieses Principis in Satz 4 ist es mir zur Gewißheit geworden, daß einer, der die Entlassung jener Beiden für ein beklagenswerthes Unrecht hält, welches er bis dahin schweigend getragen hat, nun nicht länger schweigen darf, um sich nicht fremden Unrechts theilhaftig zu machen. Zu der nämlichen Stellungnahme nöthigt mich die Veröffentlichung der „Actenstücke“ oder vielmehr die denselben beigefügten Fußnoten, welche allerdings viel dazu beitragen werden, den Leser die ihm von Räther und Mohn gesagten bitteren Wahrheiten vergessen zu machen. Im Uebrigen habe ich aus dem ganzen Buch den Eindruck bekommen, daß die Beanstandung falscher Lehre unter den Gesichtspunkt der Friedensstörung fällt, daß man Kämpf gegenüber cum studio gesucht hat, wie man ihn zu Falle bringen könne, und daß man Räther gegenüber mit Gewalt die Augen verschlossen hat, um die von ihm vorgebrachten Klagen wegen Synkretismus nicht zu verstehen. Auseinandersetzungen über Einzelheiten kann ich mir ersparen, da zu deutlich das trennende: „Ihr habt einen andern Geist“ zwischen den Parteien liegt. Eben darum muß eine principielle Scheidung eintreten. Es sei mir gestattet, zu betonen, daß ich durch meinen Austritt aus der Leipziger Mission meinen bisherigen Amtsbrüdern durchaus nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit oder Verleugnung der Wahrheit machen will; denn mit den

meisten derselben könnte ich mir ein gesegnetes Zusammenarbeiten wohl denken, wenn das Streben nach Einheit in der Lehre von der Missionsleitung befördert würde. Aber auch die Mitglieder des hochw. Missionscollegiums will ich nicht persönlich für die Zustände und Verhältnisse verantwortlich machen, die mich aus der Leipziger Mission heraustreiben, obwohl mir persönliche Anklagen sehr nahe lägen. Denn ich will nicht vergessen, daß das hochw. Missionscollegium innerhalb einer Landeskirche steht, welche in ihrer ersten Landes synode durch die Aufhebung des Bekenntnißes und die damit factisch gewährte Anerkennung des Unglaubens auf den Kanzeln, Kathedern und in den Kirchenvorständen ihre Selbstzerstörung begonnen hat. Läßt man die Jeneser Liberalen Christum nach bestem Wissen und Gewissen predigen, so wird man auch die theologischen 'Meinungen' Erlanger und Göttinger Ursprungs nicht von den Kanzeln verbannen können. Damit hat die 'Kirche' nach gemeinchristlichem Verstande bereits aufgehört zu existiren, weil die Einheit in der Lehre fehlt. Ich bin zwar weit davon entfernt, die Leipziger Mission der sächsischen Landeskirche völlig gleichzustellen, aber mit gutem Rechte leite ich das in der Mission sich anbahnende Verderben aus dem Zustande der Landeskirche ab. (Es folgt eine Auseinandersetzung über den Zeitpunkt dieser Erklärung, in dem Moment, wo ich zum ersten Male die Verwaltung einer Station übernehmen sollte.) — Und schon aus praktischen Gründen muß auch die Missionsleitung wünschen, daß ich, da ich einmal mit der Mission zerfallen bin, jetzt gehe, ehe ich einer Gemeinde so nahe getreten bin, daß mein Austritt weitere Folgen haben könnte, und ehe ich der Missionskasse durch die Herausendung meiner Verlobten Ausgaben auferlege, die ich bei meiner Stellung zur Mission nicht verantworten könnte. Ich möchte von der Mission, von welcher ich manch werthvolle Anregung empfangen habe, obwohl ich in derselben nicht zum Frieden gekommen bin, wenigstens äußerlich im Frieden scheiden. Wäre ich nicht in die indische Mission gekommen, so wäre mir die Erkenntniß dessen, was lutherische Lehre ist, vielleicht noch lange verschlossen geblieben; und so sehr auch ich darunter zu leiden gehabt habe, so danke ich es doch jetzt dem rigorosen Vorgehen der Missionsleitung, daß ich den Weg völlig klar vor mir sehe, den ich zu gehen habe und mit Gottes Hülfe auch gehen will: in die lutherische Freikirche! — Ich verbleibe eines hochw. Missionscollegiums ergebener

Mayaveram, 16. März 1895.

D. Kellerbauer."

Aus Sachsen-Weimar. Das kirchliche Begräbniß darf in Weimar fortan keinem Verächter mehr versagt werden. Der Großherzogliche Kirchenrath hat mit Genehmigung des Großherzogs folgendes angeordnet: „Einem Verstorbenen, der bis zu seinem Tode der evangelischen Landeskirche angehört hat, kann das kirchliche Begräbniß in der einfachsten Form (Gebet, Vater-Unser und Segen, vom Geistlichen im Ornate am Grabe gesprochen), falls es die Angehörigen begehren, in keinem Falle versagt werden. Weitere kirchliche Feierlichkeiten, wie namentlich eine Grabrede oder Leichenpredigt, die Begleitung des Leichenzuges durch den Geistlichen, durch die Schule oder den Kirchenchor, Musik oder Glockengeläute können im Einvernehmen mit dem Kirchengemeindevorstande vom Geistlichen versagt werden, wenn der Verstorbene durch beharrliche Verachtung oder durch Beschimpfung der Kirche und ihrer Ordnungen, oder durch sonst fortgesetzt anstößigen Lebenswandel öffentliches, später nicht gesühntes Aergerniß gegeben hatte. Wenn die Angehörigen gegen den Beschluß des Geistlichen und Kirchengemeindevorstandes Einspruch erheben, so hat der Geistliche unverzüglich die Entscheidung des Superintendenten einzuholen, welcher, falls ihm seinerseits Bedenken beigegeben, berichten wird.“

(A. E. L. R.)

Pastor emeritus Ludwig Carl Lenz, geboren am 7. Mai 1807 in Leer, Ost-Friesland, seit October 1839 deutscher Prediger an der evang.-luth. Gemeinde in Amsterdam, Holland, starb daselbst am 23. April d. J. nahezu 88 Jahre alt. Der Entschlafene war ein muthiger Zeuge von Christo und ein begabter Prediger. Eine Frucht seines unerschrockenen Eintretens für das gute Bekenntniß unserer lutherischen Kirche war die Gründung eines Lutheraner-Vereins, im Jahre 1852, in Amsterdam, welcher den Namen trug: „Niederländischer Verein für die evangelisch-lutherische Mission.“ (S. „Lehre und Behre“ 2, 157.) Nicht nur machte jener Verein seinen Einfluß in der nominell lutherischen Kirche Hollands geltend, sondern nahm sich auch der seiner Zeit um des Bekenntnisses willen bedrängten und verfolgten Lutheraner in Baden und Nassau thatkräftig an. Obgleich Lenz mit den separirten Lutheranern sympathisirte, und mit Männern wie der sel. P. Eichhorn und der sel. Pfarrer Brunn befreundet war, so meinte er doch den Schritt bis zur Separation nicht thun zu dürfen, sondern eine Stellung wie Löhle in der bayerischen Landeskirche einnehmen zu müssen. Wie der Entschlafene seinem letzten Stündlein entgegensah, zeigen die Worte, welche er seiner Zeit Schreiber dieses schrieb: „Nun, ich weiß, an wen ich glaube, und daß er auch den größten Sünder nicht verstößt, der sich festhält an Ihn, als seinen Heiland, Vertreter und Fürsprecher bei Gott. So setze ich dem Ende meiner Wallfahrt mit Vertrauen auf Ihn entgegen, bittend: Erhalte mich treu im Glauben bis ans Ende.“ C. C. C. B.

Aus England. Der apostolische Brief Leo's XIII. an das englische Volk ist nun doch erlassen worden, obwohl hervorragende Mitglieder des römischen Episcopats in England kein Hehl daraus machten, daß sie einen päpstlichen Appell an das gesammte Volk für „inopportun“ erachteten. Der Papst sucht denn auch in der Einleitung seinen Schritt zu begründen. Unter anderem führt er die „häufigen Unterredungen“ mit Engländern an, „welche von der freundschaftlichen Gesinnung der Engländer für Uns persönlich Zeugniß ablegten und für ihre Sehnsucht nach Frieden und ewigem Heile durch die Einheit des Glaubens“. Der Brief weist sodann auf die Vergangenheit hin, in welcher England von Rom aus das Christenthum erhalten habe. Freilich ist es in der Zeit der Reformation von Rom abgefallen, aber es hat sich doch noch einen „tiefen religiösen Sinn“ bewahrt. Der Papst lobt den Eifer Englands, „durch gerechte, liebevolle Gesetze die Lage weiter Volksschichten zu verbessern“. Er hebt ferner den „thatkräftigen Eifer“ der Engländer in der Bekämpfung der Trunksucht hervor. Endlich „können Wir auch nicht unterlassen, auf die strenge Sonntagsheiligung hinzuweisen und die allgemeine Achtung vor der Bibel“. Um so mehr wünscht der Papst die Wiedervereinigung Englands mit dem apostolischen Stuhl. Zum Schluß empfiehlt er den Katholiken Englands, die heilige Jungfrau für das Werk der Wiedervereinigung anzurufen, wofür Leo selbst mit gutem Beispiel vorangeht. „Wir rufen daher demüthig an die Fürsprache des heiligen Gregor, den die Engländer immer gern als den Apostel Englands bezeichnet haben; den heiligen Augustin, seinen Schüler und Sendboten, und alle jene Heiligen, welche durch ihre Tugenden und ihren großen Thaten England den Titel verdient haben: ‚Insel der Heiligen‘, das heißt, Petrus, den heiligen Georg, Englands Schutzpatron, und vor allem die allerseligste Gottesmutter, die der Heiland selbst vom Kreuze herab als Mutter der Menschheit bezeichnet hat, und welcher eure Vorfahren euer Könige einst zugeeignet haben unter dem ruhmreichen Titel: ‚Mitgift Mariens‘. Diese alle bitten und flehen Wir an, daß sie Unsere Fürsprecher sein mögen vor Gottes Throne, auf daß er den Ruhm der Vergangenheit erneuere.“ Das den Katholiken empfohlene Gebet für England zur „allerseligsten Jungfrau“ beginnt mit den Worten: „O gebenedeite Jungfrau Maria, Mutter Gottes, Königin

und Mutter, schau mit Erbarmung nieder auf England, deine Mitgift.“ Es ist eine Frage, ob die vielfach bewährte Diplomatie des apostolischen Stuhles diesmal nicht einen Fehlgriß gemacht hat, indem dieser doch auch an die Protestanten gerichtete Brief mit solcher Plumpheit die Heiligenanrufung ins Feld führt, welcher auch die romfreundlichen Protestanten bedenklich zu machen geeignet ist. (M. E. L. R.)

Aus der Schweiz. Am 6. Mai starb in Genf der einst vielgenannte Vorkämpfer der materialistischen Weltanschauung, Professor Karl Vogt, unter dem Namen „Ussenvogt“ bekannt, im Alter von 77 Jahren. Den letzteren Beinamen hatte er davon erlangt, daß er mit großer Begeisterung den Darwinistischen Standpunkt vertrat und die letzten Consequenzen desselben zog. Eben deshalb war er einst ein sehr gefeierter Name, während man jetzt ihn fast ganz vergessen hat. Die Wissenschaft ist schon längst über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Es waren besonders die fünfziger Jahre, in welchen Vogt seine Glanzzeiten erlebte. Das Jahr 1852 brachte gleich zu Anfang Rudolf Wagners „physiologische Briefe“; im April unterzeichnete Moleschott die Vorrede zum Kreislauf des Lebens, und im September verkündete Vogt zu seinen Bildern aus dem Thierleben, daß es Zeit sei, der überhandnehmenden Autoritätsucht die Zähne zu zeigen. Vogts Hauptwerk in dieser Streitsache: „Köhlerglaube und Wissenschaft“, erschien übrigens erst nach jener großen Göttinger Naturforscherversammlung im Jahre 1854, in welcher der Streit besonders heftig zu Tage trat. Büchner, Eozolbe und andere gesellten sich den Materialisten zu. Am weitesten in der polemischen Richtung ging Karl Vogt, der nach der Auflösung des Frankfurter Reichsparlaments, wo er als einer der Führer und Hauptredner der Linken thätig war, seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hatte; mit glänzendem Darstellungstalent begabt, gab er in weitverbreiteten Schriften (Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde; Physiologische Briefe, Vorlesungen über den Menschen, Bilder aus dem Thierleben u. a. m.) und zahlreichen kleineren Aufsätzen der materialistischen Weltanschauung einen rückhaltlosen Ausdruck. Für die Anhänger dieser Lehre hat nur die mit Kräften begabte Materie wirkliche Existenz; aus den gesetzmäßigen Anziehungen und Abstoßungen der Körperatome, die von Ewigkeit her bestehen und ohne Ende fortbauern, sollten alle Vorgänge in der todten und belebten Natur, auch die Thätigkeit des Menschengistes, erklärt werden. Als wissenschaftliche Weltanschauung hat der einseitige materialistische Standpunkt heutzutage wenig Bedeutung mehr. Sie transit gloria mundi! (M. E. L. R.)

Aus Rußland. Mit harten, ja fast barbarischen Maßregeln geht man unter der neuen Regierung in Rußland gegen die Stundisten vor. Drei hervorragende Glieder dieser evangelischen Secte standen kürzlich vor den Schranken des Bezirksgerichts zu Jekaterinodar unter der Anklage, daß sie sich offen zum Stundismus bekannt und andere, darunter auch Angehörige der griechisch-orthodoxen Kirche, zu ihrer Secte herüber gezogen hätten. Die meisten derer, welche sie auf ihre Seite gebracht, gehörten übrigens der Secte der „Geißler“ an. Der Proceß nahm für die Angeklagten einen höchst unglücklichen Ausgang. Sie wurden sämmtlich zum Verlust der Standesrechte und zur Verbannung auf Lebenszeit in die Ansiedlercolonien Sibiriens verurtheilt. Von der sonst häufig angewendeten Praxis, an den Zar ein Gnadengesuch zu richten, hat das Gericht diesmal keinen Gebrauch gemacht. (M. E. L. R.)